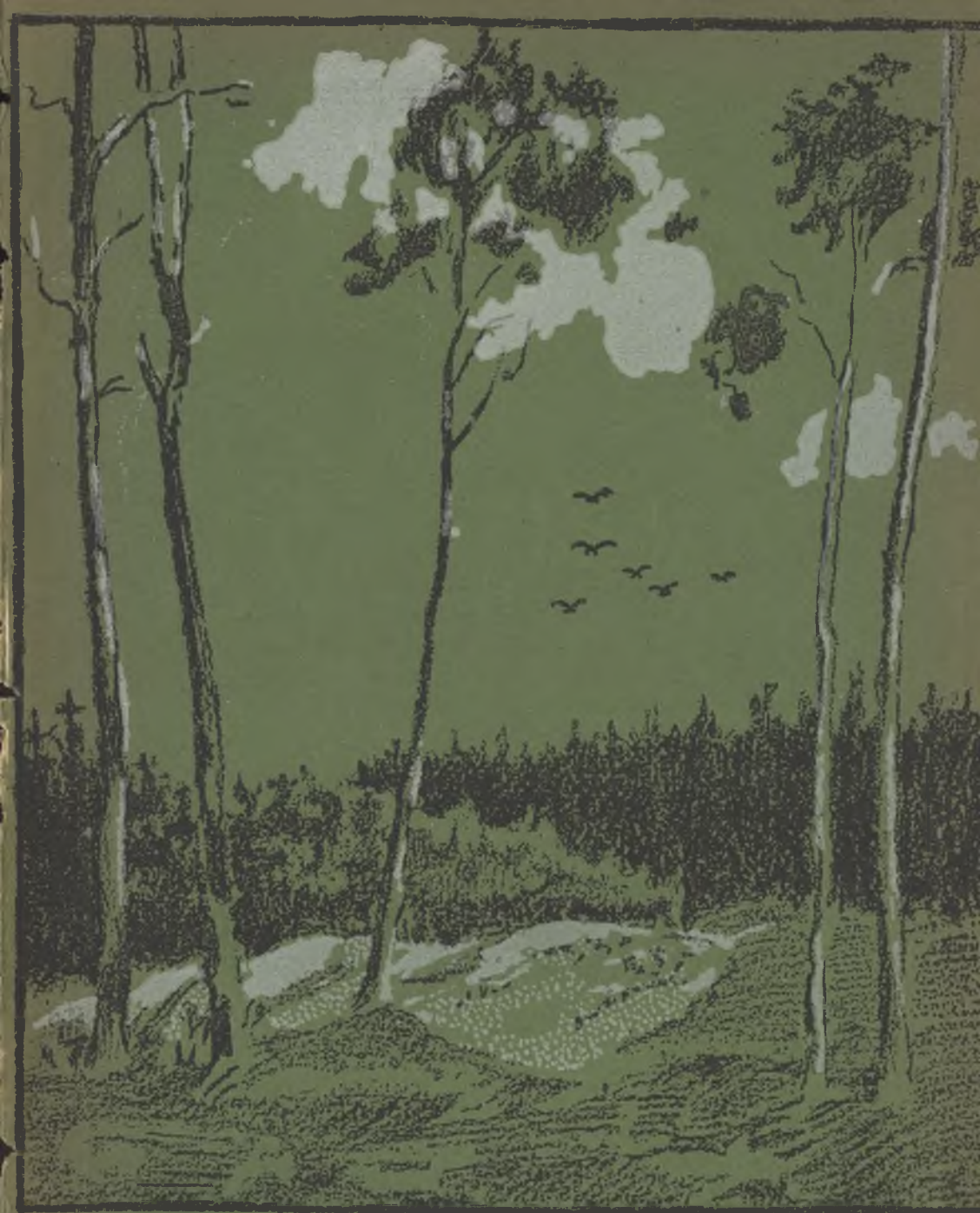




Arth. Hoffmann

1917 Schlesischer 1917

2. Band

Musen Almanach

3. Jahrg



Schwere Kämpfe. Die Geschichte eines Helden von 1914.

Dem deutschen Volke erzählt von Heinrich Wilhelm Wirblich. Mit dem Porträt des Verfassers. Umschlagzeichnung von Fr. Müller-Münster.

Geschenkeinband : Preis 3,50 M.

„Endlich einmal ein vernünftiger Kriegeroman, den man mit Befriedigung aus der Hand legt.“ So lautete das Urteil beim erstmaligen Erscheinen des Romans in der Presse. Und in der Tat! „Schwere Kämpfe“ ist keine nach Schema F gearbeitete Alltagsware, ist keine Geschichte, wie sein neuestes Buch bescheiden der Verfasser nennt. Keine Kunst spricht hier aus jeder Zeile. Plastisch wirken die einzelnen, mit fatten Farben gemalten Gegenwartsbilder. Der Ausbruch des Weltkrieges, der gesamte belgische Feldzug rollt in fesselnden Kapiteln an unserer Seele vorbei. Alibi wächst die packende Handlung aus festem Wurzelboden empor. Die persönlichen Kämpfe des Oberleutnants von Auberg gegen die Spionin Eugénie Delapierre sind kein künstlich erzwungenes Schema, zu dem der Krieg an sich einen interessanten Hintergrund leisten soll. Der Krieg ist hier, im Gegenteil, das dramatische Element, die treibende Kraft der Handlung. Schwere Kämpfe — im Herzen — auf blutiger Walskatt — wahrlich, Oberleutnant von Auberg ist ein deutscher Held wie kein anderer zuvor. Eine leuchtende Siegesfriedsgehalt, so hebt er sich auf kriegsschauriger Folie hervor. — Der künstlerischen Form gleich hoch ist der ethische Wert des Buches anzurechnen. Glühender Patriotismus, unbezwingbare deutsche Kraft und Stärke, ein einziger deutscher Wille zum Siege sprechen aus jeder Zeile. Ein erhebender Hymnus auf unser glorreiches Heer! Ein prächtiges Erinnerungsblatt an Deutschlands größte, hellste Zeit aus der Feder eines kerndeutschen Dichters! — Wirblich, der Gründer und Herausgeber des Schlesischen Musenalmanachs, ist längst kein Unbekannter mehr. Seine Bilder „Die Schulgentochter von Knappenruh“, „Die Sterne des Glucks“ sind als echt deutsche Volksromane warm begrüßt worden, und so möge auch das vorliegende Buch als das Werk eines Mannes, eines Dichters, eines Deutschen überall Eingang finden.

Zu beziehen durch den Schlesischen Musenalmanach-Verlag in Schlesiengrube, D.-Schl.



Minnegefang.

Nach einem Gemälde von R. von Richter.

Kunstdruckbeilage zum Schlesischen Musenalmanach 2. Band (III. Jahrg 1917.)

Schlesischer Musenalmanach.

Halbjahrsbücher

für

Dichtung, Literaturgeschichte,
Buchkritik und Unterhaltung.

Herausgegeben von

Heinrich Wilhelm Wirbiczky.

Dritter Jahrgang.

2. Halbjahrsband.

Motto: Schlesiengrube! Nicht taubes Gestein
brachte uns allen die Arbeit dein.
Blintende Körner von Schlesischem Gold
schaffst du uns Licht. Nun sind wir dir hotb.
Geheimrat Schiller,
Leiter des Oberschlesischen Museums in Gleiwitz.



Schlesiengrube D/S. 1917.
Schlesischer Musenalmanach-Verlag.

Biblioteka
Sejmu Śląskiego

X-6075	
4062/	II

3.2/1917

4062.3.2

II



Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
 frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
 Mein unermesslich Reich ist der Gedanke
 und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
 Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
 was die Natur tief im Verborgenen schafft,
 muß mir entschleiern und entsegeln werden,
 denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
 doch Schön'res find' ich nicht, wie lang' ich wähle,
 als in der schönen Form — die schöne Seele.

Schiller (Huldigung der Künste).



Deutscher Spruch.

Von Paul Grabowski.



Sei groß — und hassen werden dich die Kleinen!
Sei gut — der Böse wird dich geifernd schmähen!
Besudeln wird der Unreine den Reinen,
arglist'ge Neider werfen dich mit Steinen,
magst du auch friedlich deine Wege gehen! —

Das ist dein Loß, mein deutsches Volk! Von allen
wirfst du gehaßt, befehdet bis aufs Messer!
Doch stehst du wie ein Fels im Wogenprallen,
nicht bringen Höllenmächte dich zum Fallen:
Du wirfst durch Kampf und Not nur größer, besser!



4062 3.2
II

X-6075
4062/ II
3.2/1917



15.000,-

1*

4215.

Großmutter's Gebetbuch.

Von Konrad Urban.

Glänzende Gluten glitten über die goldgelben Garben, die am sanften Abhang des kugeligen Lindenberges standen. Kein weißes Wölkchen wanderte am tiefblauen Himmel. Kein eiliger Windsknecht jagte über die reichen Segen spendenden Felder. Eine Schar frecher Späzen, die stets den gedeckten Tisch zu finden wissen, huschte aus den Stroh puppen auf, als ein junges Menschenpaar vom ansteigenden Wege daherkam, um in den stattlichen Lindenhof einzubiegen.

„Wenn wir dieses Getreide ausgedroschen haben, Ursula, ist der Tag da, an dem ich dich in den Hof führen werde, für immer und alle Zeiten!“ sprach der junge, sonngebräunte Bursch und drückte dem Mädchen die Hand.

„Ich freue mich auf diesen Tag, Stephan! Möchten nur die Tage eilen, denn mir wird oft so bang, so bang, als könnte uns ein Verhängnis die Freude entziehen!“

„Du bist wie die Großmutter, die beim klarblauen Himmel donnern hört. Sieh, sie sitzt wieder unterm Lindenbaum und liest und betet in ihrem uralten Buche. Sie hat die Seiten schon so abgegriffen, daß nur noch Flecke zu sehen sind.“

Ein spöttischer Unterton war aus den Worten des jungen Bauern herauszuhören.

„Deine Großmutter hab' ich sehr lieb. Sie hat unsere Jugendlust stets richtig eingeschätzt. Komm, laß uns zu ihr gehen, wie es sich für ihre zukünftige Hausgenossin geziemt.“

„Ich war schon heut morgen in der Kirche!“ brummte Stephan, folgte aber seiner Braut, da sie seiner Abweisung nicht Rechnung trug.

Das gebeugte Mütterlein im Silberschmucke des Haares reichte ihnen lächelnd die Hand. Ursula setzte sich neben sie auf die Bank, und Stephan nahm gegenüber auf einem Stuhl Platz. Großmutter legte das alte, vergilbte Buch, in dem sie gelesen hatte, auf den Schoß und blickte sinnend hinaus in das Sonnengespinst des Sonntagnachmittags. In ungestörter Ruhe träumte der Lindenhof von

Sonnengold und Menschenglück. Im weichen Schatten des Baumes schwebte ein Singen und Klingen von längst vergangenen Zeiten, die sich diesen behaglichen Erdenwinkel zur bleibenden Ruhe ausgesucht hatten. Die Immen summteten um die duftenden Lindenblüten. Vöglein zwitscherten in den Zweigen, und eine Lerche trillerte hoch oben im fassungslosen Blau.

„Solch ein Sonntag war es, Kinder, als ich dieses Gebetbüchlein erhielt. Meine Schwiegermutter gab es mir am Tage meiner Hochzeit!“

„Ja, deshalb ist es dir so lieb!“ bemerkte Stephan. „Du wirst dir aber ein neues kaufen müssen, denn seine Blätter sind gezählt wie seine Tage!“

Über Großmutter's gutmütiges Gesicht huschte ein wehmütiges Lächeln.

„Jede Braut auf dem Lindenhofe hat dieses Büchlein zum Hochzeitstage erhalten. Es möge so bleiben!“

„Jede Braut wird es zu schätzen wissen!“ pflichtete Ursula bei.

„Na ja! Als altes Vermächtnis! Aber in der Kirche kann man sich nicht gut damit sehen lassen!“ zweifelte Stephan.

Die alte Frau schlug das Gebetbuch auf und zeigte die ersten Blätter der Braut, die mit großem Interesse hineinschaute.

„Ach — das muß uralte sein. Alles geschrieben und mit prächtigen Buchstaben verziert!“

„Lies hier, Ursula! — Pax vobiscum! Der Maria Hollmännin geschenkt am Trauungstage mit Josef Lindner, den ich mit dem Lindenhofe belehnte. Cölestin, Abt. Im Jahre des Heils 1430.“

Stephan war von seinem Stuhle aufgestanden und guckte wißbegierig den Frauen über die Schulter.

„So alt ist das Buch? So alt ist unser Bauerngeschlecht? — Davon habe ich ja keine Ahnung!“

„Verwischt, ausgewischt sind die Namen der darunter Stehenden. Gewiß Bräute, die in den folgenden Jahrzehnten in den Hof eingezogen sind. Auf dem zweiten Blatte steht der Name Magdalena Lindner. Ich will euch ihre wenigen Zeilen vorlesen: Und erlöse uns von dem Uebel! — Ich bete zu Dir, o Gott, der Du Dein Antlitz von der Erde gewendet hast, gib uns nur das eine, den Frieden. Dreißig Jahre haufen des Teufels Horden in unserm Lande. Die Menschen sind zu Tieren geworden und die Täler zu Wüsten. Mein Vaterhaus, der Lindenhof liegt in Schutt und Asche.

Mein jüngerer Bruder Anton und ich wurden von unserm alten Knecht Rupprecht in die Wälder gerettet. Alle anderen, Vater und Mutter, sind erschlagen. Nur dieses Gebetbuch habe ich mitgenommen, weil es auf dem Tische lag, an dem die Mutter vor der Nacht betete. Das Kloster hat uns aufgenommen, und ich bin die Nonne Magdalena. — Herr, erbarme Dich unser! Anno salutis 1648.“

„Dieses Buch ist demnach das einzige Erbstück unserer Urahnen!“ murmelte Stephan, und sein Blick zeigte mehr als Verwunderung.

Hedwig Schmidin, des Anton Lindenhofers eheliches Weib, des Kauf- und Rathsherrn Schmidt Tochter. Dies Buch hat mir die tugendsame Magdalena, Ursulinerin, gegeben, als ich auf den neugebauten Lindenhof gezogen bin. Wir sind arm, aber wir werden arbeiten, um den Zins an das Kloster entrichten zu können, das den Lindenhof an seiner alten Stelle aufgebaut hat. Und beten will ich alle Tag aus diesem Buch, weil wir alle Tag den lieben Gott brauchen!“

„Stephan, das ist mehr als ein Gebetbuch!“ sagte Ursula leise.

„Von einer besseren Zeit zeugt die folgende Eintragung: 1680 Berta Fiedlerin. Meinen Einzug segne Gott, meinen Ausgang gleichermaßen! — Der Lindenhof ist ein freier Hof geworden, Dank der Schwester Magdalena, die Aebtissin unten im Tale ist! — — Anna Menzelin schreibt: Meine Schwiegermutter gab mir dieses Buch. Sie war mir nicht gut, weil ich arm auf den Hof gekommen bin. Ich hab viel weinen müssen, und dieses Buch hat es gesehen. — Ich hab gehen müssen und hab die Kinder mitgenommen. — Bis sie tot war. Mein Ehemann, der Hannsfried, war zu schwach — und starb bald nach der Hochzeit. — Dies Buch hat mir Trost und Kraft gegeben, auszuhalten in den Tagen der Trübnis. Denn ich bin auch schwach und kein Bergkind. — Dann aber hat mein Ältester, der Joseph, den Hof geerbt. Die anderen sind Soldaten. Mög sie der Herr beschützen. Es ist noch keiner wiedergekommen, und der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ist noch nicht zu Ende.“

Theresia Zinnecker, dem Franz Lindner angetraut am 25. Mai 1782. An diesem schönen Tage wurde eine Linde im Hofe gepflanzt, da der Sturm im Winter drei alte Bäume umgelegt hat. Der alte Lindenhauer Joseph ist unverheiratet geblieben und hat seines Bruders, des Husaren-Rittmeisters, Sohn Franz zu seinem Erben eingesetzt.

Die Lindner - Großmutter hat mir das Büchlein unter Tränen geschenkt, weil es ihr das Liebste sei, was sie geben könne."

"Gottfriede Rosenhöfer!" rief Ursula plötzlich aus, die nächste Inhaberin des Gebetbuches erratend. "Meine Urahne!"

"So ist's!" bestätigte die Großmutter. "Ihre Niederschrift ist erst 1850 erfolgt, aber sehr ausführlich. Sie schreibt: Unterm blühenden Lindenbaum wurde mir das Buch geschenkt, als Leberecht mich als Braut aus der Klosterkirche heimgeführt. Der Streit des Linden- mit dem Rosenhof wurde gleichzeitig mit diesem Tage beendet. Frieden herrschte wieder im Dorfe, und der Franzosen drückende Fremdherrschaft war nicht zuletzt ein Grund zur Aufhebung der jahrelangen Fehde. Gemeinsames Leid hatte die Bauern zur Einklehr gezwungen, denn die Franzosen hatten uns arg heimgesucht. Nicht nur Hunger haben wir gelitten, nicht nur bittere Armut hat uns mürbe gemacht, sondern vor allen Dingen die entsetzlichen Erniedrigungen, die uns seelisch bedrückten. Wie aus dumpfem Jammer hat uns der Ausruf des Königs in Breslau anno 1813 gerüttelt. Keine Träne habe ich geweint, als Leberecht und mein Bruder Friedrich von mir unterm Lindenbaum Abschied nahmen. Meinen Gottfried auf dem Arm hat er noch einmal geküßt und ist für immer von mir gegangen. An der Ragbach hat er unter Blücher unsrer Heimat die Freiheit wiedererringen helfen, bei Leipzig ist er als Held gefallen. Auch mein Bruder ist nicht wiedergekommen. Durch dieses Büchlein, durch das sich Jahrhunderte hindurch die Lindenhöferinnen mit dem lieben Gott verständigt haben, ward auch mir Trost und Kraft. Ich mußte die kleine Scholle dem Geschlecht ebenso gut erhalten können, wie mein Mann das Vaterland dem Volke wiedererringen helfen konnte. — Mein Sohn Gottfried hat erst spät geheiratet. Ich freue mich, meiner Schwiegertochter ein schönes, reiches Bauerngut übergeben zu können."

"Hast du die Urahne noch gekannt?" fragte Stephan.

"Nein, mein Sohn! Sie ist einige Tage nach dieser Niederschrift gestorben. Ich kannte damals weder das Dorf noch den Lindenhof."

"Aber du bist doch die nächste Braut?"

"Ja! Ich bin als Braut 1872 hier eingezogen und habe auch unter diesem hohen Baume das Gebetbuch erhalten. Dein Großvater Heinrich kam aus dem Kriege 70/71 zurück. Ich hab ihn unten in der kleinen Stadt als Ehrenjungfrau mit Eichenlaub geschmückt. Getreulich hab ich alle denkwürdigen Tage unseres Familienlebens

hierin vermerkt. Ihr werdet sie später lesen. Viel zu früh ist er zur ewigen Heimat gegangen. Und auch mein Leid, auch meine glücklichen Stunden hat dieses Büchlein gekannt. Wenn ich es in der Hand halte und Blatt auf Blatt umwende, dann steigt vor mir mein ganzes Leben wie ein Traum auf, wenn ich die Gebete zum Herrgott hinausschicke, am Krankenbett der Kinder, in der Sterbestunde des Vaters, am Hochzeitstage des Sohnes und beim Lebensanfang des Enkels. Sieh, Junge, es ist nicht das würdige Alter des Gebetbuches allein, durch das es so wertvoll ist, sondern deshalb, weil es ein mächtiges Werkzeug gewesen ist, das Jahrhunderte lang Treu und Glauben im Lindenhofe erhalten hat!"

„Das ist es!“ murmelte Ursula, und auch Stephan nickte zu.

„Und Du hast das Buch behalten, weil meine Mutter gestorben ist?“

„Auch sie hat es am Hochzeitstage geküßt, Stephan. Sie hat es auch in der Sterbestunde in den Händen gehabt!“

„Ich will nie mehr über das Buch reden!“ entschuldigte sich Stephan. „Ursula und ich werden es behüten wie den größten Schatz!“

„Ja das werde ich, wenn ich es einst darf!“

Während sie zu anderen Zeiten das Großmütterlein hatten allein sitzen lassen, blieben sie heut bei ihr und ließen sich noch viel, viel von der Vergangenheit erzählen. Wie so anders blickten sie jetzt auf die Heimat, auf die väterliche Scholle und auf das unscheinbare, vergilbte Buch.

Am nächsten Sonntag standen Stephan und Ursula wieder unterm Lindenbaum, als Brautpaar. Die Großmutter drückte der jungen Braut das Gebetbuch in die Hand. Unter Tränen küßte sie es.

„Tröst und Stärke sei es Dir, meine Tochter!“

Stephan mußte am anderen Tage zur Fahne einrücken, darum hatte er sich schnell trauen lassen. Es war der 2. August 1914.

Unendlich schwer wurde ihm das Scheiden von seiner jungen Frau, die immer und immer wieder das Gebetbüchlein aufschlug.

„Gib es mir mit!“ sprach Stephan plötzlich, „ich muß mit dem Herrgott draußen im Felde sprechen, in der Heimat fand ich keine Zeit. Und bring ich ihn wieder — den alten Gott, bringe ich auch einen neuen Menschen mit!“

Unterm rauschenden Lindenbaum hatte er seiner Ursula, seinem Vater und der Großmutter ein Lebewohl gesagt und war hinaus-

gezogen. Rosenroter Morgenschein hatte die Berge verklärt, und die leichten Nebel waren zitternd aus dem murmelnden Bach gestiegen.

Schwere Wochen waren ins Land gegangen. Erbitterte Kämpfe waren Stephans Regiment beschieden. Vom blutigen Westen hatte er an die bedrohte Ostfront eilen müssen. Sein deutsches Bauernblut hatte vor keiner Gefahr ängstlich zurückgescheut. Tapfer hielt er im krachenden Artilleriefeuer aus, standhaft lag er im Schützengraben, und todesmutig stürmte er mit den Kameraden auf die feuernden Feinde.

War ihm aber eine Erholung vergönnt, dann holte er sich Großmütterleins Gebetbuch hervor und hielt Zwiesprach mit dem Schutzherrn des Lindenhofes und der Welt. Das gab ihm Trost in den monatelangen Schrecken, Stärke für die täglichen Gefahren.

Nach einem Jahre sollte er Heimaturlaub erhalten. Am nächsten Tage war seine Ablösung vorgesehen. Da brachen in der Nacht die Russen in den Schützengraben ein. Raum hatte er Zeit, sein Gebetbuch zu verbergen. Er steckte es schnell in den Rock. Ein wütendes Handgemenge entspann sich. Mann gegen Mann. Zug in Zug. Standhalten hieß es, bis die Reserven herankamen. Zug bedrängt wurde auch Stephan. Ein Bajonettstich gegen sein Herz machte ihn taumeln. Er fiel zu Boden. Das Bajonett war abgeglitten und in seinen Oberarm gefahren. Und kam auch Hilfe in größter Not. Stephan selbst merkte nichts mehr davon.

Erst im Lazarett kam er wieder zu sich. Sein linker Oberarm war schwer verletzt.

„Hier dieses Büchlein“, sagte der Krankenpfleger, „hat Ihnen das Leben gerettet. Es hat den Bajonettstich, der ihrem Herzen galt, aufgehalten!“

Mit Inbrunst führte es Stephan an die Lippen und sandte einen Dankesblick zum Himmel.

Dann hat er Großmutter's Gebetbuch nach Hause zu seiner Ursula gebracht, die ihn voller Freude mit dem Erstgeborenen empfing.





Haldenrosen.

Gedichte von Paul Grabowski.

Und Stunden gibt es . . .

Und Stunden gibt es, süßen Zaubers voll,
die glückbeladen kommen und entgleiten,
wie sel'ge Inseln auf dem Meer der Zeiten,
die in uns stillen allen Gram und Groll, —
und Stunden gibt es, süßen Zaubers voll . . .

Und Augen gibt es, milden Glanzes voll,
wie Bergseen klar, mit rätseltiefen Gründen,
wie Sterne, die mit reinem Lichte künden,
daß eine Seele heischt der Liebe Zoll, —
und Augen gibt es, milden Glanzes voll . . .

Und Worte gibt es, die man nie vergißt,
die sanften Klänge durch uns're Tage schweben,
die Inhalt geben unserm armen Leben,
daß es der Liebe Größe recht ermißt, —
und Worte gibt es, die man nie vergißt!

Und Herzen gibt es, licht und treu wie Gold . . .
Weißt uns ein herbes Schicksal rauh die Pfade
ins Land der Einsamkeit, — wie eine Gnade
geh'n sie mit uns, ob auch die Welt uns grollt. —
Und Herzen gibt es, licht und treu wie Gold!



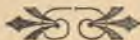
Die Halde.

Die Halde dehnt sich dunkel, ungeschlacht, —
ein Angetüm, das auf der Lauer liegt, —
und glöht mit glühen Augen in die Nacht,
durch die der Schein der Hüttenfeuer fliegt.

Unfreundlich, grau und rissig ist ihr Kleid,
vom sonnengold'nen Glast des Tags umzirt;
doch nachts erstrahlt's in eitel Herrlichkeit,
als wär's mit Edelsteinen reich durchwirkt.

Mattblaue Flämmchen tanzen drüberhin,
und rote Zünglein lecken hier und dort;
das funkelt wie Opale und Rubin,
gemahnend an der Iwerge Wunderhort.

Und wohl'ge Wärme uns entgegen schlägt . . .
Doch weh, — wer obdachlos in eif'ger Nacht
im gift'gen Brodem sich zum Schlummer legt', —
der ist am Morgen nimmer aufgewacht!



Nachtwanderung im Industriebezirk.

Ein gläsern Licht auf weitem Schneegefild,
das silberblau ins Angewisse gleitet. —
Am Wegkreuz hoch des blassen Duld'ers Bild,
der noch im Tod die Arme segnend breitet.

Die Winde dudeln, — leise stöhnt die Nacht,
zerraupte Bäume stolpern müd' zur Ferne; —
da reckt sich strack und schwarz ein Fördersehacht,
und Lichter glosen stumpf wie matte Sterne.

Und Schlotte stechen tief ins Wolkengrau,
und Laute schwirren dunkel und verschwommen; —
bald braust und faust und stampft mir hart und rauh
das hohe Lied der Arbeit ein Willkommen!



Die kleine Stadt.

Wie lieb ich es, das weltentleg'ne Städtchen,
das meine bunten Knabenträume sah!
Aus blanken Fenstern blicken ros'ge Mädchen
und still und schimmernd liegt der Marktplatz da.

Wie sind so traut die engen, krummen Gassen,
durch die das Schweigen wandelt und die Ruh!
Es nicken sich im Mondenlicht, im blassen,
die grauen Giebel ernst und würdig zu.

Am Markt der Brunnen plauscht vergess'ne Märchen,
schweremütig klingt ein Lied im Winde'sweh'n;
vorbei huscht schäfernd ein verliebtes Pärchen, . . .
und finnend scheint die Zeit hier stillzusteh'n.



Der Scherenschleifer.

(Ein Straßenbild.)

Scherenschleifer! Scherenschleifer!
Am Straßenrand im Sonnenbrand
dreht hurtig er sein Rädchen.
Hei! wie der Stahl am Wehstein zischt!
Und rundherum steh'n bunt gemischt
großäugig Buben und Mädchen.

Scherenschleifer! Scherenschleifer!
Am Straßenrand mit flinker Hand]
schärft Scheren er und Messer.
Das Rädchen surrt ohn' Rast und Ruh,
er pfeift ein Schelmenlied dazu,
so flutcht die Arbeit besser.

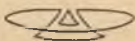
Scherenschleifer! Scherenschleifer!
Der Wehstein singt, der Funke springt, —
das ist ein lustig Leben!
Von Not und Plag' nicht eine Spur . . .
so sorglos ist auf Erden nur
Ein Scherenschleifer eben!



Die junge Frau.

Die Sonne lugt durch Wolkengrau . . .
am Fenster sitzt die junge Frau
und näht so fein und so geschwind
ein winziges Räckchen
aus schneeeigen Läckchen,
ein Hemdlein, ein Röckchen,
aus wolligen Fläckchen,
wie für ein holdes Puppenkind.

Du liebe Sonne, schau nur, schau,
wie lächelt so selig die junge Frau!
In wonnige Fernen taucht ihr Blick,
in Himmel ohn' Ende . . .
Sie faltet die Hände,
die emsigen, im Schoße
und denkt an das große,
unsäglich süße „kleine Glück!“



Purpurner Abend.

Es schimmert fern wie Goldbrokat
der Wolken Flaumgefieder;
schon dunkeln Schatten unsern Pfad,
und langsam rollt das Sonnenrad
zum Horizont hernieder.

Wir aber schreiten glutumloht,
die Seel' voll stiller Wonne
Hinein ins tiefe Abendrot. —
Stirbt auch der Tag den Flammentod,
Uns leuchtet un'fre Sonne!



Nacht.

Nun hängen alle Bäume
die dunklen Mäntel um
Und hüllen sich in Träume
Und stehen schwarz und stumm.

Nun schläft der Quell im Moose,
der Chor der Grillen schweigt;
die sonnentrunke Rose
sich müd' vom Stengel neigt.



Zigeunerkind.

Ich bin ein braun Zigeunerkind,
hab nirgends eine Bleibe;
bin flüchtig wie der Heidewind,
und meine frischen Lippen sind
so rot wie reife Eibe.

Mein Aug' ist dunkler als die Nacht,
mein Haar wie Rabensfittich.
Schau meiner Zähne Schimmerpracht! —
Und wem mein Mund entgegenlacht,
macht mir sein Herz nicht strittig!

Ich bin ein Schalk, ein Schelm, ein Dieb,
ein Wandervogel bin ich.

Ich trag so ungestümen Trieb! —
Komm, küsse mich und hab mich lieb,
mein Mund ist heiß und minnig!

Ich blühe wie die wilde Ros'
auf weiter, sonn'ger Halde.
Mein Pfühl ist weiches, grünes Moos,
wenn knisternd schwelt der Flammenstoß
bei Sternenschein im Walde.

O komm zu traurem Aufenthalt,
zu süßem Zeitvertreibe!
Still und verschwiegen ist der Wald, — —
Zigeunerkind zieht weiter bald,
hat nirgends eine Bleibe!



Herbst.

Das Laub wird köstlich gelb und rot,
gleich Bernstein und Korallen;
es sind in Schönheit aufgelohnt
die Blätter, eh' sie fallen.

Und Seidenfäden glitzerndweiß
von Zweig zu Zweig sich spannen;
die Wandervogel gellen Schrei's
weit klasternnd zieh'n von dannen.

Frau Sonne wirkt ein gleißend Kleid
ums herbe Sterbenmüssen, —
und alles, was dem Tod geweiht,
will sie zum Abschied küssen.



Sinnsprüche.

I.

Erkläng' nur Nachtigallenflöten,
man schätzte es dann bald gering;
darum ist auch der Zwitscherling
im großen Lenzkonzert vonnöten.

II.

Das Leben greift und schleift dich hart
und glättet dich in strenger Frone; —
dein Bestes, deine Eigenart,
geht aber unter in Schablone.

III.

In buntem Kleid will man die Wahrheit sehen,
weil ihre kalte Nacktheit nicht behagt;
drum will man nur dem Narren zugestehen,
daß er uns lachend bitt're Wahrheit sagt.

IV.

Es sehnt der Bauer sich nach Großstadtluft
und nach des Lebens prunkvoll stolzen Hüh'n; —
der Städter aber schwärmt für Schollenduft
und findet selbst den Düngerhaufen — schön!

V.

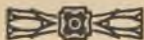
Hat das Huhn gelegt ein Ei,
hebt es an ein groß Geschrei; —
doch viel schlimmer sind die Schreier
über ungelegte Eier.

VI.

Verklein're nicht des Andern Können!
Miß es an eig'ner Leistung nur,
und du wirst ohne Neides Spur
ihm die Erfolge ehrlich gönnen!

VII.

Der Entwicklung vorzugreifen
schafft Enttäuschung nur und Pein:
läßt du erst die Früchte reifen,
wird die Ernte reicher sein.



Ich bin der Pfeil . . .

Ich bin der Pfeil, der von der Sehne schnellst
und untertaucht in einer andern Welt,
der Augenblicke Himmelsbläue trinkt
und dann zurück zum Staub der Erde sinkt.





Der Hemmhübelshneider.

Skizze aus dem Riesengebirge.

Von Gerhard Speil.

Der Herbst ist in die Berge gekommen. Er hat seinen großen Malkasten mitgebracht und die Höhen und Wälder, die Wiesen und Äcker mit bunten Farben bezogen.

Und lustig ist das, lustig! . . .

Wenn der Herbstwind so brausend durch die Rausen fährt und in der Luft die braunen und roten Blätter umherflattern wie im Sommer die Schmetterlinge.

Hei, da ist es schön in den Bergen! . . . Da sind die Tage so voll Gold und Licht vom Herbstglanz der Sonne und die Nächte so schwarz wie ein Leichentuch. Zeitig beginnt der Abend und spät der Morgen, und der Tag hängt in seinen ersten Stunden auch noch undurchsichtige Nebelschleier auf die Grenzwege.

Da blüht das Geschäft der Schmuggler! . . . Da kann man die Grenzer so prächtig an der Nase herumführen! . . .

Dann ist es so mollig im Stübchen der Baude, wenn nach geglücktem Wege der Pächter beim Gläschen Eberesch sitzt . . . man könnte sich manchmal ausschütten vor Lachen, wenn man all die Geschichten hört, in denen die Alten berichten, wie sie die Grenzer genarrt haben.

Aber, s'bleibt halt doch ein gefährlich Geschäft, das Pächten. Wenns nur um das bifferl Geld ginge, das man verliert, wenn's einen mal erwischt, aber da stehen dann dem Betroffenen auch noch immer ein „paar Wochen“ in Aussicht; ist halt ein gefährlich Geschäft.

Doch seinen Mann ernährt der Handel schon. Wo hätten wohl der Steg-Hollmann und der Hemmhübelshneider und der Schucker-Enge ihre Taler her, die in der Sparkasse von Hirschberg eingeschrieben stehen? . . . Und der Eichberger, hätte der sich wohl ein so schönes Haus auf seinen Grund bauen lassen können, wenn er nicht Seidenstoffe, Wein und Zuckerin für seinen Berliner Bekannten in dem hinteren Schuppen zeitweise „aufbewahrt“ hätte?

Als einmal der Grenzer Schwarz eine mit schwerer Bürde beladene Gestalt auf finsternen Schleichwegen verfolgte, war diese plötzlich im Garten des Eichberger spurlos verschwunden. Aber der Schwarz war ein pflichtbewußter Beamter, der hatte sofort eine Hausfuchung veranlaßt und die hatte ein ganzes Warenlager aus dem Schuppen des Eichberger zu Tage gefördert. Beweise aber einer, daß die Waren geschmuggelt seien! Niemand konnte dies, und im Dorfe kam die Sache auch nicht über das Gemunkel hinaus; den Eichberger wählte man sogar in die Gemeindevertretung, denn er war ein neunmal Kluger und einen solchen konnte man im Dorfe immer gut gebrauchen.

Der Hemmhübelschneider aber blieb damals drei Tage lang verschwunden; dann war er plötzlich wieder im Dorfe aufgetaucht. Nun, wen geht's was an? . . .

Ganz oben am Dorfrande, wo der Rücken des Hemmhübels an den Hochwald stößt, dort hat der Hemmhübelschneider seine Hütte. Sie ist die Letzte im Dorfe, liegt ganz droben am Falschluß . . . Der kleine Garten, der zu dem Häuschen gehört, grenzt hart an den gräßlichen Forst.

Der Hemmhübelschneider verdankt seinen Namen seinem Berufe, d. h. seinem früheren Berufe, denn die Schneiderei hat er schon seit vielen Jahren an den Nagel gehängt. Nur im späten Winter, wenn es gar zu ungemütlich wird in den Bergen, wenn der Föhn mit seinem warmen Hauche durch die Wälder fährt und die Schlittenbahn taut, dann sucht der Hemmhübelschneider wohl seine Schneiderwerkzeuge heraus und flickt seine Sachen, baut sich wohl auch einen neuen Rock; den Stoff braucht er ja nicht zu bezahlen, der ist wohl übrig geblieben von einem „Wege“ . . . Oder er nutzt seine Fertigkeit zu allerlei wunderlichen Arbeiten. . . . Kunstvolle Schlingen kann er fertigen aus dünnem Kupferdraht, in die wohl manch Häslein zufällig gerät; auch Fischneze kann er knüpfen, engmaschig und fest, denn tausend Forellen stehen in dem Wildwasser und die Gastwirte zahlen einen guten Preis. Freilich, die Fischereipacht zahlt da ein Anderer . . .

Eigentlich heißt er Glumm, der Hemmhübelschneider, aber im Bergdorfe hat wohl ein jeder seinen Beinamen und der Schneider, der da droben auf dem Hemmhübel haust, muß notwendigerweise der Hemmhübelschneider heißen. . . .

Er ist ein echter Gebirgler, so einer mit einer Lederhaut im Gesichte, dem man nie ansehen kann, wie alt er ist. . . .

Wenn im Sommer die Fremden kommen, dann wird er wohl manchmal nach seinem Alter gefragt, wenn sie sich des wegekundigen Schneiders als Führers bedienen, da hat er schon seit Jahren die gleiche Antwort auf diese Anspielungen:

„Kann sein, daß ich a su an die Sechzig bin!“ . . . Dabei ist er elastisch wie ein Vierziger und sein bartloses Gesicht läßt ihn noch jugendlicher erscheinen.

Früher, als sein Weib noch lebte, da war der Hemmhübschneider ein Anderer, da übte er seinen Beruf aus, bestellte seinen Acker und hielt sein Häuschen in Ordnung. Da ging er seltener auch ins Wirtshaus zum Deutschler-Eduard, während er jetzt täglicher Gast dort ist. Zwanzig Jahre ist seine Minna nun tot und die zwanzig Jahre haben den Schneider verlottern lassen.

Ein Ungut ist er geworden, der Hemmhübschneider. Richtige Arbeit behagt ihm schon garnicht. Das Häuschen ist lotterig und baufällig geworden. Der kleine Garten ist längst ein Sammelpfad allerlei Unkrautes. Der Ackerboden ist längst unter den Hammer gekommen; aber als der Exekutor auch an das Häuschen herangehen wollte, da hatte der lotterige Schneider sich noch einmal aufgerafft und hat sich's erhalten können.

Dann ging es ständig bergauf mit dem Schneider. Nicht, daß er wieder ordentliche Arbeit annahm, nein, aber eine gewisse Wohlhabenheit und Behändigkeit machte sich an dem Manne bemerkbar und jeden Monat trug er etliche Taler auf die Hirschberger Kasse oder zum Lehrer für den Darlehnsverein und ließ das Geld auf den Namen seiner Tochter eintragen, die jetzt dreiundzwanzig Jahre alt ist und in Berlin eine Dienststelle hat.

Und woher das Geld kam? Niemand wußte es, doch jeder im Dorfe glaubte es zu wissen. Schließlich, was macht es aus, daß dem Herrn Grafen ein paar Häslein verloren gehen oder daß sich irgend wer teuren Warencoll erspart? Wen geht's was an?

Doch ging's Jemanden was an! Diese Jemand's waren in erster Linie die beiden Forstbeamten, die schon seit langer Zeit ein Augenmerk auf den Schneider richteten. Aber all ihre weidmännische Klugheit wurde durch die Verschlagenheit unseres Hemmhübschneiders wirkungslos gemacht, und der Herr Revierförster Sauermann und sein Revierjäger Fichte waren sich darüber einig, daß der Schneider entweder ein Spitzbube war, dem man eben nicht beikommen konnte oder aber, er war tatsächlich unschuldig.

Das ganze Dorf hatte damals gelacht, als es in die Öffentlichkeit drang, daß eine Forstkommision die Hütte des Hemmhübel-schneiders durchstöbert hatte und dabei wirklich einen ziemlich frischen Hasen auffand, daß aber, als man den heimkehrenden, nichtsahnenden Schneider verhaften wollte, dieser klipp und klar beweisen konnte, daß er den Braten für drei ganze Reichsmark auf der gräflichen Wildkammer erstanden hatte . . .

Nein, ein Wilddieb, der auf der gräflichen Wildkammer seine Hasen kauft, ist kein Wilddieb . . . oder aber, er ist doch einer!

Der Schneider hatte damals gar lustig mit seinen schlauen Augen geblinzelt und fröhliche Wolken aus seiner Tabakspfeife den Herren von der Kommission nachgepafft, die wie begoffene Pudel den Weg vom Hemmhübel hinabtrotteten. Dann war er zum Deutschler-Ede gegangen, dort saßen schon seine Kumpane beisammen, der Eichberger, der Schucker-Enge und der Steg-Hollmann, denen hat der Hemmhübel-schneider eine so lustige Geschichte erzählt, daß ihr lautes Lachen auf die Straße drang und man es im Laden des Weichmann-Krämers hörte und der ist fünf Häuser vom Wirtshaus entfernt!

Und der Hemmhübel-schneider war doch ein Wilddieb!

War ein Wilddieb und war auch noch ein Vogelfsteller! Und noch mehr war er. Fischdieb und Holzdieb und schließlich ein Schwärzer dazu. Aber, wen geht's was an?

Im Dorfe mochte man den ewig lustigen Alten gut leiden. Er tat Niemandem ein Unrecht, hatte für Jeden ein kerniges Scherzwort und einen freundlichen Gruß. Und der Graf? Hatte der nicht genug Hasen in seinen Wäldern und Holz? Und nicht genug Fische in seinen Flüssen? Was verschlägt's ihm, wenn er einige Stücke weniger hat? Übrigens, welcher rechte Gebirgler käme mit seinem Gewissen in Streit, wenn er einen Hasen vor den herrschaftlichen Knallbüchsen errettet?

*

*

*

Den steilen Hemmhübelweg stapft schwer ein Mann empor. Der Hemmhübel-schneider ist es, der heimkehrt vom Wirtshaus, um sich für seinen nächtlichen Weg zu rüsten.

Schon sinkt die Sonne am westlichen Himmel. Im Purpurgold glühen die Berggipfel des Rammes und glutige Pracht lodert aus den Hecken und Bäumen in den Herbstabend hinein. Säuselnd

träumt der Wind in den entlaubten Buchen und raschelt in kindischem Spiel mit dem trockenen Blattwerk des Haselbusches.

Wie fabelhafte Riesenfische stehen seltsame Wolkengebilde am Himmel und die Abendsonne umrahmt die Figuren mit feurigen Rändern.

So ist's recht! Das gibt eine richtige Nacht, eine so düstere wie die vorige! Und spät wird der Mond herauskommen, lange nach Mitternacht, da ist der Schneider wieder daheim vom verschwiegenen Gange.

Jetzt ist der Schneider an seiner Hütte angelangt, schafft noch im Schuppen umher, und als die Dämmerung ihre Schleier auf die Berge legt, sitzt der Alte auf der Holzbank vor der Hütte und schmaucht behaglich seine kurze Pfeife.

Und der zottige Wolfspitz blickt treu und verständnisvoll auf zu seinem Gebieter; er weiß es, bald wird der Schneider seine Hücke aufnehmen und mit schwerer Last gegen die Höhe steigen . . .

Der Alte tättschelt den Kopf seines treuen Gefährten:

„Gell ocke, Spiz, du kannst es au nimme erwarten, bis mir lus gieh'n; na, bis gutt, bahle gieh't's lus! 'Sis halt noch a wing zu helle!“

Spiz aber ist unruhig geworden. Den Kopf dreht er und stellt die Ohren auf, dann läßt er ein leises mißtrauisches Knurren hören. Laut zu bellen fällt ihm nicht ein, das schickt sich nicht für einen Hund seines Schlages.

Der Schneider ist aufmerksam geworden, sein Hund gibt nicht ohne Veranlassung die bekannten Zeichen.

„Spizla, hots wos, no, wos hots denn? Rimmt wer?“

Von der Hütte aus kann man den ganzen Weg bis zur Straße hinab bequem überschauen. Von da unten herauf naht keine Gefahr.

Der Schneider streicht beruhigend über das weiche Fell seines vierbeinigen Freundes, der aber ist aufgesprungen und schnellfüßig an die Hausecke geeilt; dort steht er, stemmt die Läufe gegen den Boden, sträubt die Haare und bäumt die Rute gegen den Wald hin.

„Oha!“ lachte der Schneider zu sich, „kann sein, har hot was gespürt!“

Wie absichtslos schlendert der Alte zum Wege. Er sieht keinen Menschen, aber er hört dumpfe verhallende Schritte auf weichem Waldboden sich verlieren. Und Knistern brechender Zweige. Das geübte Ohr des Wilddiebes kennt diese Geräusche!

„Do leest har furt, als wenn har Ungst hätte vor mir, ich tu ihm doch nischte“, lacht der Schneider, „bin salber fruh, wenn har mir nischte tut, der Herr Grenzer. No, wenn har warten will, bis ich lus gieh, mir solls recht sein, aber kann sein, daß ihm die Zeit a wing lang wird!“

Der Schneider ist in seine Stube gegangen, hat die Öllampe angezündet und sie in den Draht gehängt. Er steht nach, wie lange das Öl noch reichen wird; bis gegen Mitternacht mag es wohl brennen. So ist's gut. Bis dahin ist der Alte wieder zurück vom heimlichen Gange; falls Späheraugen nach der Hütte blicken, der Schneider hat erst kurz vor Mitternacht seine Lampe verlöscht, bis dahin also war er daheim. . . .

Der Alte bereitet sich sein Abendessen. Durch die Falltür steigt er in den Keller hinab und holt sich einige Forellen, Butter und Erdäpfel herauf. Die bunten Fischlein backen in der Pfanne; er lebt nicht schlecht, der Hemmhüelschneider. Der Hund erhält einen Napf voll Ziegenmilch mit hineingeschnittenem Brot; so halten die Beiden ein schweigames Mahl. . . .

Der Lichtschein der Lampe hat die Vögel in ihren Käfigen aus dem Schlummer geschreckt und ein Flattern und Zirpen ist in dem kleinen Raume. Wohl an die zwanzig Käfige aller Größen hängen an den Wänden umher und fast alle Vogelarten des Gebirges sind da vertreten.

Einen schwunghaften Handel mit den gefiederten Sängern betreibt der Alte, einen Handel, bei dem noch etwas herauschaut, denn gar billig „kauft“ der alte Vogelsteller seine Ware ein. . . .

Eine warme Soppe hat er sich jetzt übergezogen, einen festen Stecken zur Hand genommen und eine winzige Öllaterne zu sich gesteckt. Dann schließt er geräuschlos die Haustür ab und einem Schatten gleich ist er in dem tiefdunklen Forst verschwunden.

Undurchdringliche Finsternis liegt auf den Fluren. . . . Tiefschwarz steht der Wald und nicht einen einzigen Baum könnte man genau bemerken, wenn man nicht seinen Stamm fühlen würde oder mit der Nase an einen Ast stieße.

Ist doch ein wunderlicher Mann, dieser Hemmhüelschneider! Sicher und behend eilt er von Baum zu Baum, er fühlt gleichsam jeden Stamm, nimmt ihn wahr mit seinen ausgeprägten Sinnen, geht einen Bogen um jeden Felsen, hebt den Fuß über schlängelndes Wurzelzeug und doch vermögen sonst die schärfsten Augen nicht, die pechfinstere Waldnacht zu durchdringen.

Und kein Zweiglein knistert unter den Tritten des Alten. Wie ein gespenstisch Gebilde bewegt er sich durch den Wald. Ihm auf den Fersen folgt der treue Hund seinem Herrn.

Jetzt läuft ein hohes Drahtgitter durch den Forst. Den Austritt des Wildes soll es verhindern und den Menschen den Eintritt verwehren. Der Schneider streicht an dem Zaun entlang; dann ist er in einer Bodensenkung verschwunden und taucht sofort wieder jenseits des Gitters auf. Der Hund ist ihm ständig auf dem Fuße.

Der Alte ist jetzt an dem „Hohlen Stein“ angekommen, einer Felsgruppe, die im tiefen Bergwald aus dem Gebirge wächst.

Ein Rieselndes ist und Rinnen und Sprudeln einer kleinen Quelle, die springt murmelnd aus den Steinen. Der Schneider schlürft aus der hohlen Hand das kühle Naß und auch sein geschwänzter Gefährte schleckert gierig den erfrischenden Trank. Dann ist der Alte unter den Felsen gekrochen, hat sich auf den Boden gelagert und mit der Hand das Moos fortgenommen, hat dann in ein Erdloch gelangt und daraus einen Packen geholt, der ist fest auf eine Hücke geschnürt. Jetzt nimmt der Wanderer seine Last und beide Weggenossen klettern den steilen Waldsteg empor gegen die Jagdhütte.

Schwer stapft der alte Schmuggler den Weg hinauf. Eine halbe Wegestunde hat er zurückgelegt, da fühlt er plötzlich die Zähne des Hundes an seinem Beine. Sofort steht der Alte, nimmt die Hücke vom Buckel und geht einige Schritte seitwärts ins Gehölz. Lautlos lauert er dort an einem Baumstumpf und harret ruhig der Dinge, die da kommen sollen.

Und sie kommen. Zunächst hört man dumpf schallende Schritte sich nähern, schwergestiefelte, die wuchtig auftreten und doch vorsichtig; dann blist ein Lichtschimmer auf, sekundenlang nur, von einer elektrischen Taschenlampe.

„Al su a Ding muß ich mir au noch keesen,“ denkt der Schneider in seinem Versteck und schmunzelt wohl, daß er den Grenzern wieder einmal dank der Aufmerksamkeit seines vierbeinigen Begleiters entwischen konnte.

Näher kommen die Schritte und man kann unterscheiden, daß sie von zwei Personen herrühren. Jetzt hört man auch flüsternde Stimmen. Fast greifbar nahe kommen die beiden Grenzbeamten am Schneider vorüber. Der Lauernde kann in der Abendstille des Forstes einen Teil der gedämpften Unterhaltung vernehmen:

„Der Teufel hole diesen Dienst,“ meint gerade der Postenführer Schönberg, „jeder vernünftige Mensch liegt daheim im weichen Bette

und unsereiner kann die ganze Nacht in diesem stockdunkelen Busche herumtreiben. Und dazu hat man noch die Gewißheit, daß alles vergebens ist, denn bei solcher Rabennacht geht nicht mal der alte Fuchs, der Hemmhübeltschneider, auf Raub aus. Wetten, daß der friedlich wie ein Marmeltier in den Federn liegt?"

"Wenn er nicht im Verein mit den anderen sauberen Mitgliedern seiner Gilde, den Schucker, Eichberger und Hollmann beim Deutschler sitzt und dort gemütlich die Gläser schwingt und dazu Schmugglergeschichten erzählt!" antwortet der Grenzer Schwarz.

"Auch möglich," meint der andere, "hätte große Lust, ihm dort Gesellschaft zu leisten. So'n frischer Schoppen wäre jetzt nicht zu verachten, meinst du nicht auch?"

"Ganz meine Meinung, und 'nen Nordhäuser könnte man dazu auch noch vertragen. Wird übrigens wohl keine kleine Nase sehen morgen, wenn der Herr Ober rüber kommt . . .!"

"Ist mir schnuppe, soll der sich mal selber die Flinte auf den Buckel nehmen und in solch einer Rabennacht wie der heutigen im Busche herumstreifen!"

Die weiteren Worte gehen dem Schneider verloren, denn die beiden Beamten sind vorübergegangen.

Der Alte tättschelt den struppigen Schädel seines Warners und dieser leckt die Hand seines Gebieters. Jetzt hat der Alte seine Bürde wieder aufgenommen und setzt seinen Weg fort. Sorglos kann er jetzt hinaufwandern bis zur Baude seines Freundes, denn die beiden Häsher hat er ja im Rücken.

"Sullt mich wundern, wenn die zwee nich zusammen nunder ginga zum Durse an beim Deutschler-Ede an kleene Einkehr hahl'n," denkt der Alte.

Aus dem Hochwald ist er nun heraus und in das Gebiet der Raugen gekommen, da leuchtet der fahle Sternenschimmer auf seinen heimlichen Pfad

Und die Grenze hat er überschritten . . . Schon schimmert von ferne ein Lichtlein herüber, die Baude seines Spießgesellen, des Krabler, bei dem er die geschmuggelte Last gegen eine andere austauschen wird.

Seinen Packen versteckt der Schneider unter den dichten Busch eines Knieholzstrauches und schlendert dann gemächlich den breiten Verkehrsweg dahin, der auf dem Gebirgskamm entlang läuft.

Hier ist böhmisches Gebiet. Die österreichischen Finanzer durchstreifen die Gegend, doch dem Alten kann jetzt keiner der Grünen

etwas anhaben; ein harmloser Wanderer, der eben statt des Tages die duftende Herbstnacht zur Fahrt ausersehen . . . Wen geht's was an . . . ?

Der Hemmhübelschneider ist an die Hütte gekommen. „Pst!“ klingt ein leises Flüßern an sein scharfes Ohr. Im Vorbau seiner Baude sitzt der Kradler und streckt dem Alten die schwielige Hand zum Gruße entgegen.

„Nu, n'obnd aul“ grüßt der Schneider seinen Komplizen. „Schien willkumm au!“ bietet ihm dieser.

„An wos hußte hinte eim Sacke?“ fragt der Alte?

„Tobak an Papierlan!“

„No, das gieht ju, die fein nee a su schwer als die vaknuchta Röhrlan, die ich hinte roageschleppt hoa . . .!“

„Hußte sie doch noch gebracht?“

„Nu, mennste vielleicht, ich käme bloß a su ei dieser vaknuchta Finsternis roaspaziert? Hoa doch a wing geschwißt derbeine, ahler Freund!“

„Is ju au ne ümsufste,“ lacht der Kradler und schenkt seinem Gaste aus der bereitstehenden Flasche das „Quartierla“ voll, „kannst wieder bahle ein paar Taler neischaffa uff die Kasse ei Herschbrich!“

„Sein sauer genug verdient, sullt ich meenen,“ zürnt der Hemmhübelschneider, „hätte das vaknuchte Paschen au längst ei die Ecke geschmissa, aber du wißt ju, Kall, wie das a su is, wenn man sich an das Geschäft halt a su gewöhnt hot, wie iche, da hot man senne Freede dran an das stieht fest, der paar Taler wegen kletre ich nee mit der Hude vull Zeugs bei nachtschlofender Zeit ei a Bergen rüm, sondern blus, weil ich mennen Spaß dran hoa, die Grenzer an der Nase rümzufiehrn . . .“

„Gleebs gerne,“ nickt der Kradler, 's gieht mir ju au nee anders, an sull man nee a Zurn kriega, wenn man a su drüber sinniert, was das blus für Ungerechtigkeiten sein mit den hichta Steuerfürschriften; möcht blus wissa, was wir dadervone hab'n, daß sie a su hohe Zölle uff die Waren leg'n. Wer hot denn den Vorteil vo dan hichta Gesezen, he?“

„Dos is es ju eben,“ ereifert sich der Schneider, „das Geld ziehn doch blus die reichen Fabrikanten eim Lande, die dann ihre Waren für teures Geld verkeefa können, an das arme Volk, das is doch blus do zum Bezoahln.“

„A su is's,“ meint der andere, „a su is's an a su wird's au bleiba!“

„Wenn's nich doch noch a mol ganz anders kimmt,“ orakelt der Alte und kraust seine Stirne in philosophische Falten.

„Ja, ju, nee, nee.“ Der Krabler hat sich eine neue Pfeife gestopft und saugt mit lautem Schmazen an der Hornspitze.

Der Schneider rüstet zum Aufbruch, streckt dem anderen die Hand herüber: „Leb gesund, Krabler, bis murnel!“

„Leb g'sund au, Vinzent, an luß dich nee erwischen. Du wißt ju, wo die Hucke leit . . .“

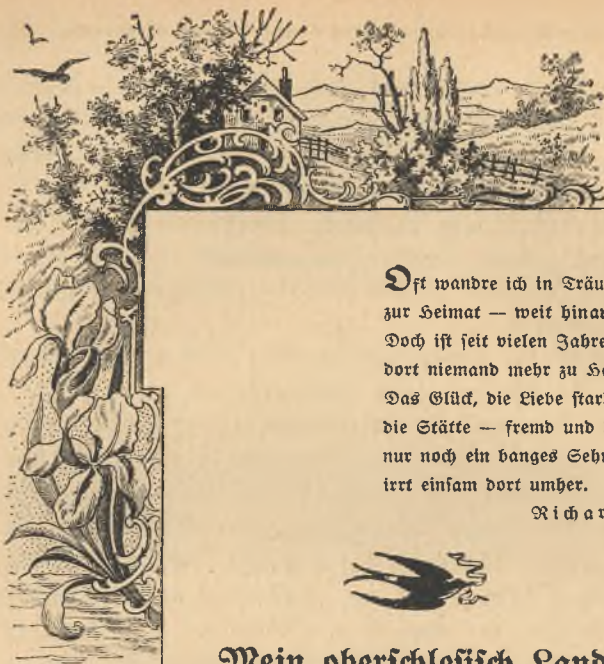
„Ju, ju!“ macht der Hemmhübschneider und nimmt seinen Weg zurück. Er gibt sich noch keine Mühe, sich zu verbergen.

Zwischen Felsblöcken und Knieholzbüschen windet sich der Weg talwärts. Helle Sternlein sind am Firmament entglommen und legen freundlichen Schimmer auf die schlafenden Lande. Da unten im Tale flimmern die Lichter der Städte und Dörfer und die Fluren halten ein großes Ruhen in der würzigen Herbstnacht. Ein frischer Lusthauch weht durch die Berge. Unterhalb des Rammes ist ein geheimnißvoll Raunen der schwankenden Tannen. Ein Rauschen zieht durch die Wälder und fährt um die Höhen mit hohlem Singen.

Der Schneider hat aus seinem Busche die andere Hucke hervorgeholt und ist zwischen den Rausen schnell wieder verschwunden. Es ist licht im Waldgebiet der Wetterfichten, hier schimmert der Sterne Geflimmer durch das Gehölz und der Alte muß auf seiner Hut sein, daß kein Späher ihn entdeckt. So eilt er bergab, von einem Baum Schatten zum anderen huschend und oft stehen bleibend. Er lauscht dann aufmerksam in das Säusen des Windes hinein, und sein Hund hebt ständig die zottige Schnauze und wittert nach grünrückigen Feinden.

Doch jetzt ist der Pascher mit seiner Last in das Bereich des finsternen Hochwaldes gekommen. Nun kann er beruhigt sein, schwarze Finsternis ist seine Beschützerin. Der Schneider ruht auf einem Baumstumpf aus von dem anstrengenden Wege. Dann steigt er auf fast unkenntlichem Pfade zu Tale. An der Jagdhütte geht er vorsichtig in einem großen Bogen vorüber, denn er vermutet dort Gäste, die das Geräusch seiner Schritte vernehmen könnten. — Endlich ist der alte Schmuggler an der Felsgruppe in der Nähe seiner Hütte angekommen, hat dort seine Last geborgen, einen weiten Umweg gemacht und dann schließlich die Richtung nach seinem Hause eingeschlagen, sodaß er von einer anderen Seite, als er die Hütte verlassen, sich dieser nähert.

Geräuschlos geht die Haustür und kurze Zeit nachher liegt der Pascher im tiefen Schlafe



Heimatgrüße.

Oft wandre ich in Träumen
zur Heimat — weit hinaus!
Doch ist seit vielen Jahren
dort niemand mehr zu Haus.
Das Glück, die Liebe starben —
die Stätte — fremd und leer;
nur noch ein banges Sehnen
irrt einsam dort umher.

Richard Schöber.



Mein oberschlesisch Land.

Gedicht von P. Grabowski, Drzegow (D.-S.)

Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung.

Mäßig bewegt.

Richard Rügele.

mf
1. Wohl gibt's auf Gottes Er-de der schö-nen Län-der viel, doch

mf

p
eins nur ist die Hei-mat und uns'rer Sehnsucht Ziel. Bist

p

poco a poco cresc.

du auch arm an Rei-zen, ver - ach - tet und ver - karmt, doch

poco a poco cresc.

mir vor al - len teu - er, mein o - ber - schlesisch Land, doch

mir vor al - len teu - er, mein o - berschlesisch Land!

mf

1. - 7. Str.

Schluß.

Ob

1. - 7. Str.

Schluß.

rit.

2. Ob deinem Schlotenwalde
weh'n Rauch und Ruß im Wind;
es reckt sich grau die Halde,
wo Berggeists Reich beginnt.
Hier schürft nach Erz und Kohle
des Knappen ems'ge Hand
und bringt dich hoch zu Ehren,
mein obereschlesisch Land !

3. Du zeigst im Tageslichte
dich rauchgeschwärzt, bestaubt,
doch eine Lichterkrone
setzt dir die Nacht aufs Haupt;
und Hüttenfeuergluten
loh'n auf am Himmelsrand, —
wie bist du dann so herrlich,
mein obereschlesisch Land !

4. Du Land, in dem die Pulse
der Arbeit hämmernd geh'n,
wo tausend Hände werken,
sich tausend Räder dreh'n;
dir hab ich mich in Liebe
und Treue zugewandt,
du Land der harten Arbeit,
mein obereschlesisch Land !

5. Ein Kranz von grünen Wäldern
wallt rauschend rings umher;
es wogt auf weiten Feldern
die Halmfrucht körnerschwer.
Im Blauen jauchzt die Lerche,
der Hirt am Wiesenrand:
o Heimat, süße Heimat,
mein obereschlesisch Land !

6. Als wilde Ruffenhorden
dich, Heimaterd', bedroht,
da zogen deine Söhne
hinaus in Kampf und Tod;
mit ihren Leibern schützten
sie dich vor Mord und Brand, —
sei ihnen ewig dankbar,
mein obereschlesisch Land !

7. Und sollt' vorm Feind ich fallen
im Osten oder West,
ich halt dein trautes Bildnis
mit meiner Seele fest;
und wenn die Sinne schwinden,
im Tod erstarrt die Hand, —
dir gilt mein letzter Seufzer,
mein obereschlesisch Land !



Schläsing.

Von Waldemar Walter.

Wullt ihr wissen, wuas firr ollen
mir su recht uam Herzen leit,
wuas mir immer hot gefallen
und mich stets vo Neuem freit?
S'is de Hemth! de liebe Heemthe
mit der Riesenberge Wand,
wu ich wachend vo dir treemte
eenzig du! — mei Schläsingland.

Wuar ih o ei andern Ländern,
schaute moncher Städte Pracht! —
Runnt mich doch kee Glanz orschändern,
weder Sitten, Sproch' no Tracht.
Immer ducht ih still zurücker
ua des klinksten Bäckels Strand,
und mir fahlte zu memm Glücke
eenzig du! — mei Schläsingland.

Schluin o keene Meereswellen
 brausend ei de Schläsing rei,
 sitt ma doch de Sooten schwellen,
 kimmst ua Berg und Fluß verbei;
 und des ahlen Frixens Streiten
 zeigt ins deutlich off d'r Hand,
 doß a ducht: „Off ew'ge Zeiten
 eenzig du! — mei Schläsingland.

Klingt o inse Redeweise
 weder künstlerisch no fein,
 is verpönt se o im Kreise
 darer, die wulln führnaam sein, —
 hot se doch da Ruhm errunga,
 doß ma se gemittlich nannt,
 dastholb sei ei ihr besunga
 eenzig du! — mei Schläsingland.



Gruß an Liegnitz.

Von Konrad Urban.

Sei begrüßt, du Fürstenstätte,
 schönste in Silesia,
 hehres Schloß, du, der Piaften,
 schütze mein Liegnitzia!

Deutscher Arm und deutsche Waffe
 brachten dich zu Ruhm und Ehr,
 stolzes Bollwerk deutscher Edlen,
 stehe fest zu ew'ger Wehr!

Deutsch sind deine biedern Söhne,
 deine Töchter sittenrein,
 deiner Väter deutsche Weise
 wahrt dein treuer Sinn allein.

Hohe Türme, seid begrüßt,
 die ihr wachet, trutzig, stark,
 daß der Slaven rauher Osten
 nicht bedroh die deutsche Mark.

Nie mög deutsche Art vergehen,
 so lang hier ein Bürger geht,
 nie mög andre Fahne flattern,
 so lang blau und gelb hier weht.

Sei begrüßt, du Fürstenstätte,
 sei begrüßt, Liegnitzia,
 hehres Schloß, du, der Piaften,
 schütze mein Silesia!



Flinsberg.

Von Max Caro.

Die Berge weichen waldbewehrt
und weithin öffnet sich das Thal;
die Eb'ne glänzt im goldnen Schein,
im lichten Blau der Himmelsaal.

Einsam ein Fels in roter Glut,
die alte Feste hält dort Wacht.
Des Städtleins bunter Dächerschwarm
duckt unter ihrem Fittich facht.

Der Bergbach poltert grimm daher,
Geröll und Trümmer seine Bahn.
Der Erlen lust'ge Schwesterschaft
schmiegt sich an ihn, hält ihn umfahn.

Längst wich der Hochwald vor dem Pflug,
der treu und stark des Weges geht;
der Obstbaum säumt die gold'ne Flur,
der Ernte buntes Teppichbeet.

Doch droben auf den blauen Höhen
die Tanne grüßt am Waldestrand;
der alten Freundin klingt mein Lied
und meinem theuern Heimatland!





Der Apfelbaum.

Von Hugo Gnielczyk.



Vor einem kleinen, unbewohnten Häuschen, das seinen schiefen Strohhut tief ins Gesicht gedrückt hatte, stand ein alter, knorriger Apfelbaum. Er hieß Griesgram. Seine Äpfel waren mit seinem Alter so sauer wie Effig geworden.

Fuhr der Wind durch die Äste, so krächzte und schimpfte er, daß die Spaziergänger, die er als Gesellschafter bei sich duldet, Reißaus nahmen. Dann lachte er über sie und schüttelte sich dabei so sehr, daß beinahe alle Äpfel in das Gras fielen. Dies aber ärgerte ihn, sodaß er mit den Händen in der Luft umherfuchtelte, ohne in seinem Zorn zu bedenken, daß dabei noch mehr Äpfel abfielen. Dann wurde er still und schielte zu dem Häuschen hinüber.

Das hatte seinen moosfarbenen Strohhut mit der breiten Krempe noch mehr ins Gesicht gezogen, um das Lachen zu verbergen; denn es mußte immer so still in sich hineinlachen, wenn der Apfelbaum sich ärgerte.

Als er jetzt zum Häuschen schielte, tat es ganz fromm und nickte ihm zu.

„Ja“, knarrte der Apfelbaum mit seinem ältesten Aste, „du schadenfrohes Ding, du solltest deinen alten Hut abnehmen und alle Äpfel sammeln, damit wir Vorrat haben für den Winter.“

Da lachte das Häuschen und bligte ihn mit seinen beiden kleinen Guckfensterchen an.

„Du schläfst ja im Winter. Was willst du Vorrat sammeln, du Geizkragen!“

„Bist du schon wieder bei deinem Krakehlthema vom Geizkragen, altes Haus. Sorg lieber dafür, daß du einen modernen Rock und Hut erhältst!“

„Und du laß deine Äpfel süß werden, Griesgram!“

Da wurde der Apfelbaum friedlich und seufzte in sich hinein. Er war ein ehrlicher Kerl, zwar ein alter rauher Junggesell, aber so hatte ihn das einsame Leben gemacht.

Wenn die guten Leute, die in dem Häuschen gewohnt hatten, gewußt hätten, daß sie an seinem Griesgram so sehr schuld waren, so hätten sie ihm gewiß einen gleichen Gesellschafter gegeben.

Jetzt war er alt. Seine Blüten waren nicht mehr rosa, sondern schneeweiß. Er mochte gar keinen Gesellschafter mehr; denn er glaubte immer in den anderen Spott gegen sich zu bemerken. So stand er wieder tiefsinnig, mit sich philosophierend, da und hatte alles rings um sich vergessen. Nur ein leises, zittriges Atmen ging durch seinen Körper und bewegte die welkenden Blätter.

Er dachte an sein ganzes langes Leben zurück und wünschte sich nach allem Leid so sehr die Ruhe. Er erinnerte sich, wie er als junger Gesell mitten unter lustigen Kameraden mit roten Backen wie ein großer Blumenstrauch gestanden hatte. Er dachte an alles lustige Erzählen mit dem Winde, an alle Streiche, die er den Sperlingen gespielt. Ja, er hatte ein reiches Leben hinter sich. Gerade wollte es am schönsten werden, da kamen Männer und gruben ihn aus. Damals hatte er um sein Leben gebangt. Man brachte ihn auf den Markt. Da kaufte ihn ein silberbärtiger Greis und pflanzte ihn vor sein Häuschen. Der Mann schlief schon lange unter einem blumenbepflanzten Grabhügel. Das Häuschen stand jetzt leer, denn es war schon altersschwach.

Ein Sperling schrie den Apfelbaum aus seinen Träumen: „Was sinnst du so, Großvater?“

„Ja, du hast gut lachen, Spatzspizbub! Du kannst fliegen, wohin du willst, aber ich muß stehen, wo ich bin.“

„Aber Großvater, das möchte doch zu komisch aussehen, wenn du fliegen würdest!“ zwitscherte der Spatz, neigte das Köpfchen zur Seite, machte das rechte Auge zu und sah den Apfelbaum mit dem anderen kurios an.

„Ach was, komisch!“ brummte der Apfelbaum für sich und jagte den unhöflichen Spatz vom Ast.

„Freche Gesellschaft“, schnarchte er noch, dann schlief er ein.

Der Herbst war vergangen. Der Winter kam mit seinem Eisbeutel und legte ihn der Erde auf die Stirn, als ob sie Fieber hätte. Verbandswatte brachte er auch und war gar nicht sparsam damit. Rahl stand der Apfelbaum da und regte sich nicht.

Das Häuschen trug jetzt ein silbergraues Barett auf dem Kopfe, das gar lustig in der Sonne schimmerte. Wenn es zu kalt wurde, zog das Häuschen seine Guckfensterchen mit Eisblumen zu und machte sich klein. Fast verschneit war es oft. Aber es ließ sich immer warm halten und fror niemals. Manchmal schlief es tagelang.

Da kam auf einmal die Sonne ganz warm wieder und schien dem Häuschen auf den Kopf. Und es schmolz der Schnee und lief ihm zur Hutfrempe herab.

Die Vögel kamen wieder. Die Wiesen und die Felder und die Bäume wurden bunt.

Durch den Apfelbaum schoß das Blut und er erwachte aus seinem Winterschlaf. Er begrüßte sich freundlich mit dem Häuschen. Dann schickte er seine Knospen und seine Blüten hinaus.

In den Starkasten am Häuschen kamen Stare und nisteten. Ein lustiges Zwitschern und Singen begann überall.

Aber der Apfelbaum konnte sich inmitten der Fröhlichkeit nicht mehr freuen. Er bekam das Podagra, und es riß ihm gewaltig in seinem einzigen Bein. Oft mußte ihn das Häuschen trösten, wenn er gar zu große Schmerzen hatte. Und da wurde dem Apfelbaum wieder besser. Er gewann das Häuschen immer lieber und hätte sich garnicht von ihm trennen mögen.

Oft sprachen sie stundenlang miteinander, und der Apfelbaum streichelte das Häuslein mit seinen zittrigen Händen. — — —

Es war an einem Sonntag. Von weitem läuteten die Glocken. Es war so still im Wald und Feld, als ob die Glocken allein in einer verzauberten Stadt wären und sich selbst bewegen würden. Sinnend stand der Apfelbaum da und lauschte dem Klange, der bald näher, bald ferner war, so wie ihn der Wind herübertrug. Und der Apfelbaum wünschte sich für immer so eine Ruhe, so feierlich und schön, nur die Glocken sollten ihm läuten.

Da stöhnte neben ihm das Häuschen: „O, hilf mir, Apfelbaum, lieber Gesell! Der Apfelbaum schreckte aus seinen Träumen empor und sah einen schwarzen Fegen Rauch wie ein flatterndes Gewand am hölzernen Schornstein gegen das Himmelsblau hängen, unten spitz, nach oben zu breit. Es qualmte, faltete sich, knickte zusammen, spannte sich und riß. Eine Flamme schlug hervor.

Aus dem Häuschen sprang erschrocken ein Knabe und sah in die springenden Funken. Dann schlug er sich ins Gras und weinte bitterlich.

„O, rette mich, du lieber Apfelbaum!“ rief das Häuschen und rückte an seinem grünen Hute. Da stand es ganz in Flammen. Und der alte Apfelbaum streckte seine Arme aus und wollte ihm helfen. Aber er konnte es nicht. Er zuckte seine verbrannten Hände zurück.

Und die Flamme schlug um das ganze Häuschen, als ob sie es umarmen wollte. Es zischte und krachte. Klingend sprangen die Fensterchen. — — — — Das Häuschen war tot.

Zitternd stand der Apfelbaum daneben. Zum letzten Male schlug sein Herz. Er konnte den Tod des lieben Gefellen nicht überleben. Das Herz stand ihm still. Und es ging ein Raunen durch seine sterbenden Blätter. Sie sanken zu Boden. Von ferne klangen noch die Glocken langsam und feierlich. So war der Apfelbaum gestorben, wie er es sich gewünscht hatte.

Die Vöglein setzten sich nicht mehr auf seine Äste, sondern flogen trauernd um ihn. Und als einmal ein Wintersturm kam, da grub er den Apfelbaum tief in den Schnee.



Splitter.

1. Die gefährlichsten Literaten sind die, welche ein gutes Gedächtnis aller Verantwortung enthebt. Sie können nichts dafür und nichts dagegen, daß ihnen etwas angeflogen kommt. Da ist mir ein ehrlicher Plagiator lieber.

Karl Kraus.

2. Der Vorsatz des jungen Jean Paul war, „Bücher zu schreiben, um Bücher kaufen zu können“. Der Vorsatz unserer jungen Schriftsteller ist, Bücher zu kaufen, um Bücher schreiben zu können.

Karl Kraus.

3. Warum schreibt mancher? Weil er nicht genug Charakter hat, nicht zu schreiben.

Karl Kraus.

4. Ein Verleger: „Gewisse Schriftsteller wollen mit ihrem idealen Streben viel Geld verdienen — und wollen außerdem, daß wir so lange annoncieren, bis sie unsterblich sind.“

Otto Weiß.

Gedichte

von Margarete Baronin Eichendorff-Gedlnitzky.

Wer hieß es mich?

Ich hatt' eine eigene Welt mir erbaut
aus Träumen und Idealen,
darüber hat ewiger Himmel geblaut, —
ich hab' diesen Himmel offen geschaut,
durchleuchtet, durchwoben von Strahlen.

In diesem goldenen Märchenland
ging ich beglückt dir zur Seite,
hielt still in der meinen des Freundes Hand
und hab' nicht, in Träumen verloren, erkannt,
daß dem Leid ich entgegenschreite.

Zur Wirklichkeit bin ich nun plötzlich erwacht
in schmerzlich durchlittener Stunde, —
vorbei, was mich, Törrin, so selig gemacht, —
ich finde mich wieder in sternloser Nacht,
im Herzen die blutende Wunde.

Nicht dich klag ich an! Wer hieß mich denn trau'n
des trügenden Lichtes Strahlen?
Wer hieß in den offenen Himmel mich schau'n
und eine eigene Welt mir erbaun,
aus Träumen und Idealen?

Vorbei.

Rück' her zu mir, dein Angesicht dem Lichtschein zugewandt,
und lasse in der meinen ruh'n noch einmal deine Hand
und sprich zu mir, gleichgiltig was, nur sprich, ich lausche bang,
daß ich noch einmal, einmal hör' der lieben Stimme Klang.

Du fragst warum, — ich weiß es ja, daß dir der Tag entchwand,
der mich in seinem Zauberkreis bis heute hielt gebannt;
doch fühl' ich klar, es muß nun sein, daß mich der Bann verläßt,
so sei're ich zu dieser Stund' ein stilles Totenfest.

Ich habe unaussprechlich dich, unsagbar dich geliebt,
durch Jahre hast mein Leben du, nur du durchsonnt, getrübt,
vorbei, vorbei, — ich weine auch nicht um Verlor'nes mehr,
in mir ist alles still und stumm, und um mich ist es leer.

Komm, reich' zum allerletztenmal zum Ruß die Lippe mir,
der Abschied sei's vom einst'gen Glück, der Abschied sei's von dir, —
noch einmal nimm mich an dein Herz, und alles sei vorbei, —
du bist von dem, was einmal war, auf ewig, ewig frei!

Kleine Legende.

Von Paul Keller.

Es waren zwei Engelchen im Himmel, die langweilten sich.
„Laß uns auf den Sandhaufen gehen, den uns der liebe Vater aufgetürmt hat,“ sagte das eine.

„Das wollen wir,“ sagte das andere.

Und sie gingen auf den Sandhaufen, wo dicht geschichtet, Körnlein neben Körnlein lag, und spielten. Am meisten machte es ihnen Spaß, einen silbernen Becher voll Sand zu füllen und ihn rieselnd wieder ausrinnen zu lassen.

Schließlich sagte das eine der Englein: „Ach, das ist auch langweilig. Komm, wir wollen ein Mikroskop holen und eines der Körnlein betrachten.“

„Das wollen wir,“ sagte das andere.

Und sie schlichen in das Laboratorium von Gott Vater und holten ein Mikroskop. Sie mußten sich vorsehen, nicht erwischt zu werden, denn was wollten solche kleinen Engelchen mit einem Mikroskop? Sie verstehen wenig davon und können so etwas leicht zuschanden machen. Aber die Engelchen entwischten mit ihrem Mikroskop ungesehen zu dem Sandhaufen.

„Ein Körnchen legen wir unter die Linse, nicht mehr,“ sagte das eine.

„Das wollen wir,“ sagte das andere.

Und sie nahmen ein Körnlein aus dem silbernen Becher, legten es unter die Linse und beobachteten es.

„Welch ein Spaß!“ rief das erste, „sieh, wie es wimmelt!“

„O,“ rief das zweite, „wieviel krabbelt da herum!“

„Was alles in so einem Körnchen steckt,“ sagte das erste anerkennend: „Sieh mal, die einen gehen auf die andern los, eine Reihe flieht, die andere macht sich hinterher — drollig!“

„Drollig,“ sagt auch das zweite. „Jetzt sind ganze Reihen nicht mehr zu sehen. Sie liegen auf dem Rücken. Die anderen rennen und recken die Arme oder die Fühler! Was da sein mag?“

„Ja, was nur da sein mag,“ sagte das erste nachdenklich.

Just kam Gott Vater daher. Er lächelte milde, aber ernst und sagte zu den Engelchen:

„Gebt das Mikroskop her; was versteht Ihr junges Volk — von der Völkerschlacht bei Leipzig!“



Justinus Herner.

In dem Aufsätze „Ein deutscher Dichter und die Polen“
von Franz Jedrzejewski

Kunstdruckbeilage zum Schlesischen Hosenalmanach 2. Band (III. Jahrg. 1917).

Ein deutscher Dichter und die Polen.

Von Franz Jedrzejewski.

Der als eigenartiger Dichter bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigte Justinus Kerner (1786–1862), der uns treffliche Lieder (das die Königstreue verherrlichende „Preisend mit viel schönen Reden“, ferner „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein“, „Dort unten in der Mühle“ u. a.) geschenkt hat, war auch als Menschenfreund über Europa hinaus bekannt.*) Mit märchenhafter Gastfreundschaft wurden bei Justinus und seiner Gattin „Rickele“ (Friederike) in ihrem Heim in Weinsberg am Fuße der Weibertreu vom Könige bis zum einfachen Handwerksburschen herab unzählige Menschen bewirtet.

Im Jahre 1831 war der polnische Aufstand von den Russen blutig niedergeschlagen. Viele Polen wanderten aus, die meisten von ihnen zogen nach Frankreich. Auf dem Wege nach der neuen Heimat kamen viele nach Weinsberg, wo sie sich monatelang bei Kerner aufhielten. In allen Zimmern des gastlichen Dichterhauses, im Hausflur, im Gartenhäuschen und überall, wo es nur irgend ging, wurden für die Flüchtlinge Lagerstätten bereitet, während Kerner mit seiner Familie die engen Dachzimmer bezog. Unter diesen Gästen befanden sich u. a. der General Matthias Rybinski (1784–1874), der in Polen auch als Dichter bekannte Oberst Graf Ferdinand Dienheim von Chotomski und der Arzt Dr. Johann Matuszynski, welcher in Tübingen auf Kosten Kerners und des Professors Eschenmayer (1770–1852) seine medizinischen Studien vollendete und mit Deutschlands größtem Elegiker, dem Dichter Nikolaus Lenau (1802–1850), und später in Paris mit dem berühmten Musiker Chopin (1809–1849), den er auch ärztlich behandelt hat, innig befreundet gewesen ist. In seinen Briefen redet Matuszynski seinen Weinsberger Wohltäter nie anders an als „Vater“, „lieber Vater“, „teurer Vater“. Aus Tübingen schreibt

*) „Justinus Kerner gehört zu jenen Gestalten in der Literaturgeschichte, die das Bedeutendste an ihnen mit in das Grab genommen haben: den Zauber ihrer Persönlichkeit“ schreibt Professor Dr. Gaismaier-Wien.

er am 3. August 1832 dem Justinus u. a. *): „Ich bin ganz ent-rüstet; haben Sie die heutigen Zeitungen gelesen? Welch' schrecklicher Zustand der Unserigen! Von Hause habe ich keine Nachrichten mehr; die an der Grenze stehenden Kosaken, diese Diebe, werden wohl jeden Brief anzuhalten wissen. . .“ Und Rybinski schrieb in einem Briefe vom 26. September 1832: „. . . ich fand hier in Paris Ihre zwei Briefe — es war angenehm, solche zu erhalten von einem Manne, dessen Gefühle und Handlungen waren stets für die Menschheit. Wenn man unterhält sich mit oder denkt an gute Menschen, es ist unser einem besser. . .“ Ein Kranz, der Rybinski von Weinsberger Bürgern überreicht wurde, dessen Annahme aber der General als Besiegter dankend ablehnte, wird heute den Besuchern des zu einem großen Museum verwandelten Kernerhauses gezeigt.

Der Polenauschuß in Paris schrieb am 9. Mai 1832 an den Weinsberger Dichter: „Auf die uns geschehene Anzeige, sowohl von der durch Sie unseren Kriegern während des heiligen Kampfes gereichten Unterstützung als nach unserem Fall bewiesenen Teilnahme an unserem Unglück, und endlich von der brüderlichen Aufnahme unserer Unglücksgegnossen auf ihrer Wanderschaft und den ihnen erwiesenen Wohlthaten zollen wir Ihnen hiermit den verbindlichsten Dank, sich Ihrem gütigen weiteren Andenken empfehlend. Gruß und Bruderschaft. Der Präsident: Lelewel. Der Sekretär: Valerian Pietkiewicz.“

Wie andere deutsche Dichter, hat auch Justinus Kerner Polenlieder geschrieben, so das am Schluß folgende Gedicht „Sowinski“. Das Gedicht „Die Erscheinung“, das den größten polnischen Dichter, Adam Mickiewicz, zum Verfasser hat, hat Kerner muster-gültig ins Deutsche übersezt.

Zum Schlusse mögen aus dem Gedicht „An Justinus Kerner“ von Gustav Pfizer (1807—1890) zwei Strophen mitgeteilt werden.

„Das Gartenhäuschen schimmert,
Auf altem Stein gezimmert,
In frischem, neuen Glanz:
Dort kostete den Schlummer

*) „Justinus Kerner's Briefwechsel mit seinen Freunden. Durch Einleitung und Anmerkungen erläutert von Prof. Dr. Ernst Müller.“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.)

Der Feldherr, den der Kummer
 Umschwebt des Vaterlands;
 Dort hängt voll stiller Trauer,
 Herab an düst'rer Maurer,
 Rybinski's abgelehnter Kranz.

Den Polen und den Ungern,*)
 Du lässest keinen hungern,
 Du ladest sie herein,
 Bereit, sie zu ergötzen
 Mit Bildern und mit Schätzen,
 Mit Harmonien und Wein;
 Aus dunkler Schwermut Schatten
 Führst du die Lebensmatten
 Zurück zum goldnen Sonnenschein."



Sowinski.

Von Justinus Kerner.

Als zweihundert Feuerschlinde donnernd: „Auf zum Kampfe!“ riefen,
 Und der Moskowiten Scharen stürmend gegen Warschau liefen,
 Sieht ein Häuflein Polenöhne man vor Wolas Kirche streiten,
 Einen Wall von Russenleibern sich zur Schanze kühn bereiten.
 Ihren Führer schaut! den Alten wohl auf einem Stelzfuß steht er,
 Schnee sein Haupt deckt, doch, ein Jüngling, Feinde mit dem Schwerte mäht er,
 Vaterland und Freiheit brachten dem die Blut der Jugend wieder,
 Laut zu Wolas Kirche Bahn sich durch der Feinde felsige Glieder,
 Vor dem Altar mit dem Häuflein steht er bald, ruft: „Brüder! Treue!
 Laßt uns sterben, aber sterben nur als Polen, nur als Freie.“
 Wild ertönen Feindesstimmen: „Dor! ergib dich, wirst zum Spotte!“
 Er doch aus der Kirche Fenstern gibt mit Tod Antwort der Rote!
 Jetzt gleich aufgeregten Uren stürmen die an Thor und Bittern,
 Dringen durch geborstne Mauern — Steine, nicht die Polen zittern.
 Säulenfest sie stehn am Altar, doch es wächst der Feind, der stolze,
 Alle fallen, nur Sowinski steht noch auf dem Fuß von Holze.
 Da mit Achtung tritt der Feinde Führer vor und spricht zum Greise:
 „Ruf Pardon! tot sind die Deinen, längere Wehr ich Wahnsinn heiße.“
 Doch der auf dem Fuß von Holze gibt ihm Antwort aus Pistolen;
 Ruft, daß rings erdröhnt die Halle: „Das ist der Pardon der Polen!“
 Und als dies er hat gerufen, sinkt auch er im Tode nieder.
 Also starb der Sohn der Freiheit. — Still ward's in der Kirche wieder.

*) Nikolaus Lenau ist bekanntlich in Ungarn geboren.

Die Rache des Berggeistes.

Erzählung aus alter Zeit von Albert Bergmann.

I.

Die Hochzeit.

In der Zeit, da unsere Erzählung spielt, sah es in den Riesenbergen wesentlich anders aus als heute. Wo heutigen Tages gebahnte, feste Wege uns das Reisen angenehm machen, wo die Wasser in sorgsam ausgebauten Betten einherrauschen, die Mühlräder klappern, Schneidemühlen ohne Zahl die Bergriesen zerkleinern, die sumpfigen, moorigen Stellen entwässert und so dem Verkehr zugänglich gemacht sind, war früher zu schauen: nur Wald, undurchdringlicher, dichter Wald. Kein Dorf gab es weit und breit, nur hier und dort stand eine armselige Holzhütte, deren Bewohner von dem Ertrage der Wurzeln und Beeren, die sie sammelten, ein karges Dasein führten.

Auf hoher Bergeslehne, an einer von der Natur so günstig geschaffenen Stelle, wo schwellende, duftende Matten den Rindern reiche Nahrung boten, befand sich ein einzelnes Bauernhaus, die Löfflerei, wie sie im Volksmunde genannt wurde.

Der Besitzer, der Löffler Andres, war ein reicher, aber auch freigebiger Mann, der die Not seiner Mitmenschen, soviel als irgend angängig, linderte. Keinen fast gab es in weitem Umkreise, der nicht sein Lob gesungen hätte! Da er schon die Sechzig überschritten, hatte er notgedrungen seinem Sohne, dem Jörg, das Anwesen übergeben. Dieser aber war in allen Dingen ganz das Gegenteil des Vaters: ein hochmütiger, herrischer Gesell, von dem man nie einen guten Zug erzählen hörte. Da er auf seinen Reichtum sich viel zugute tat, schaute er sehr von oben herab auf seine Mitmenschen. Auf die Freie war er gegangen unten im Thal zu der lieblichen Hirschmeyer-Resi, die nicht mehr Vater und Mutter besaß, sondern eine Waise war. —

Hochzeit! Die Löfflerei prangte im reichsten Schmucke; am Toreseingang befand sich eine Ehrenpforte, die mit allerlei Blumen verziert war. Selbst die eichene Haustür war ganz in dem Gewirr der grünen Ranken versteckt. Da es galt, der Braut des einzigen Sohnes den Willkommen darzubringen, so war das Beste hierfür gerade gut genug.

In der Wohnstube selbst, die sonst allerlei bunten Zwecken diente, heut aber, der Feier des Tages entsprechend, gesäubert, weißgetüncht, mit Blumen überstreut war, saßen an langen, weiß gedeckten Tafeln die Hochzeitsgäste. Eine außerlesene Gesellschaft war es, die da beieinander war: Herren in langen Raftanen, mit geschitteltem, bis tief in den Nacken reichendem Haar und Perrücken; Frauen in ländlicher Gebirgstracht im Festesstaat!

Neben dem Brautpaar sitzt ein Herr, der in fremdartiger Kleidung vor all den übrigen unser regstes Interesse beansprucht. Jeder Beobachter mußte unwillkürlich den Eindruck gewinnen, daß dieser Herr aus weit entfernten Landen herbeigeeilt sei. Und das war in der That der Fall.

Dichtes, kohlschwarzes Haar bedeckte seinen Scheitel, das Gesicht umrahmte ebensolcher Vollbart, unter den buschigen Brauen hervor schillerten zwei grünlich funkelnde Augen, die förmlich Blitze zu sprühen schienen. In seiner ganzen Gestalt, wie in jeder seiner Bewegungen lag Grazie, Hoheit und Leben. Solch greller Kontrast zwischen ihm und den übrigen Festteilnehmern!

Am Alter (wenn man bei ihm überhaupt von Alter sprechen darf) schien er ein Mann in den besten Jahren zu sein, die Fünfszig noch nicht überschritten zu haben. Unbeweglich, fast marmorn waren seine Züge, so daß man vermeinte, dieses Gesicht sei einem Wechsel nicht unterworfen. Und tatsächlich, wer wäre wohl imstande, das Alter dieses Gastes anzugeben nach Jahren — Jahrhunderten — Jahrtausenden?

Dieser Gast war kein Geringerer als der schreckenerregende Berggeist, der allgewaltige Rübezahl! Dir, lieber Leser, mag er in deiner Vorstellung haften als Greis mit schneeweißem, wallendem Bart, unter der Last der Jahre gebeugt. Dem ist aber nicht so. Er bleibt im Laufe der Zeiten derselbe, da der Wechsel der Jahre auf ihn nicht einzuwirken vermag.

Von jedermann geachtet und gefürchtet, ward er mit Einladungen in alle möglichen Häuser überhäuft. Da er noch die besondere Freundschaft des alten Löffler-Andres genoß, hatte er sein Erscheinen zu heutiger Feier zugesagt und nun den Ehrenplatz an der Hochzeitstafel erhalten.

Das Mahl war beendet, der Berggeist erhob sich, klopfte an sein Glas, in dem sich echtes Bergkristallwasser befand, — geistige

Getränke waren ihm verpönt —, und zum Brautpaar gewendet, sprach er mit Wärme:

„Es zwingt mich mit unwiderstehlicher Gewalt, an dich, werthes Paar, einige Worte zu richten. Wünsche nennt sie die Welt. Und fürwahr, was immer ihr euch wünschet: Glück, Wohlstand, ein langes Leben, ich könnte es euch gewähren. Vergesset jedoch nicht, daß die höchsten Güter, die Talente in eines jeden Hand gegeben sind, auf daß er weise sie gebrauche! Das einzige, dessen der Mensch auf Erden sich zu rühmen vermag, sind der Eigenschaften diese: ein weiches Gemüt, ein mitfühlendes Herz und eine offene Hand! — Gedenket in eurem Überflusse der Armen und habt für die euch Unterstellten Worte der allerhebenden, erbarmenden Liebe. Handelt ihr so in dem Geiste eurer Ahnen, die vordem diese Scholle bebaut, so wird das höchste Glück euch erblühen.“

Zum Bräutigam gewendet, fuhr er fort:

„Anläßlich dieses hohen Festes ziemt es sich wohl, daß ich, wie es Weltenbrauch, ein Geschenk dir überreiche, unansehnlich zwar, doch für dich von unschätzbarem Werte: dies Ringlein klein! So lange es deinen Finger ziert, wird Glück und Wohlstand dich umringen, und kommst du jemals in Gefahr, so genügt ein Druck darauf, um selbige von dir abzuwenden. —

Nun hüte dich, daß es dir je abhanden komme. Von dem Tage an, da du das bisherige Leben verläßt, geht es bergab mit dir: Unglück ereilet dich Tritt für Tritt, und du selbst stehst binnen kurzem, all deiner Güter beraubt, einsam und freudlos da! Doch das nur beiläufig! Handle recht und du hast einen getreuen Beschützer an diesem Ringlein, und ich, dein mächtiger Gönner, bin stets dir zur Seite.

Nun laßt uns unsere Gläser leeren auf das Wohl des wackeren Paares und einstimmen in den Ruf: Es lebe hoch — hoch — hoch!“

Brausend klang der Ruf aus hundert Kehlen und durchzitterte die Berge. Lange noch blieben die Festteilnehmer in fröhlicher Stimmung beieinander. Als schon längst die Schatten der Nacht über die Berge ihre düsteren Schleier breiteten, rüstete sich der Verggeist zum Ausbruch. Die anderen folgten seinem Beispiel.

Das Fest hatte sein Ende erreicht. Das Leben ging seinen alltäglichen Gang weiter; nur die bescheidene Hochzeitsgabe zierte als Andenken an diese Stunde des Bräutigams Finger.

II.

Im Felsenlabyrinth.

Inmitten gigantisch sich aufstürmender Felsgebilde, deren kuriose Formen den aufmerksamen Beobachter schon etwas Außergewöhnliches vermuten lassen, sitzt unter einem überhängenden Felskoloß Rübezahl, der Allgewaltige! Vor ihm befindet sich ein großer Marmorblock, darauf liegt ein umfangreiches, behäbiges Buch aufgeschlagen, in dessen Spalten er eifrig Notizen vermerkt. Es sind dieses die Ereignisse auf der Welt, die die ihm unterstellten Gnomen oder Zwerge überbringen.

Eben öffnen sich die Labyrinth, und ein kleiner Zwerg mit winzigem, knabenhaftem Gesicht wird sichtbar. Die tiefe, gefurchte Stirn, das graue Kopf- und Barthaar jedoch lassen unschwer den gereiften, ernstesten Mann in ihm erkennen.

„Nehmt untertänigst meinen Gruß entgegen, erhabener Berggeist“, beginnt der Ankömmling, indem er sich respektvoll zur Erde neigt und dabei mit der Stirn den Boden fast berührt.

Der Berggeist schaut von seiner Arbeit auf.

„Schon zurück, Gnom?“ und seine Stirn legte sich in düstere Falten.

„Eine lange Zeit war ich fern, allergnädigster Herr! Was bedeuten für euch die Jahre im Bergesinnern; sie verrinnen pfeilgeschwind, fast wie da draußen die Tage. Zwanzigmal sah ich die Erde sich erneuern; zwanzigmal strich der Lenz mit seinen Blüten durch die Lande und ebenso oft machte nach des Sommers Blut der Winter mit all seinen Schrecken dieser Pracht ein vorzeitiges Ende.“

„Ich merke es deiner Miene an, daß du mir nichts Gutes zu künden gekommen bist.“

„O, Herr, vergönnet mir die Einsamkeit! Nimmermehr gelüstet es nach dieser Erde mich zurück. Unten herrscht Friede, oben aber Jagen und Hasten nach Geld und Gut, vielfach auf unerlaubte Weise. Tugend und Recht werden mit Füßen getreten, der Schwache unterdrückt, der Starke bleibt Sieger, Hochmut und Geiz behalten die Oberhand.“ —

„Das alles sind wahrlich schlimme Dinge, die du kündest“, sagte mit grimmiger Gebärde der Berggeist. „Doch wie ist es mit deiner Mission bestellt, um deren wegen ich dich da hinauf gesandt?“

„Hier, erhabener Gebieter“, gab der Gnom zur Entgegnung, indem er finsternen Blickes ein Ringlein auf die Marmorplatte warf.

„Meine Befürchtungen sind also eingetroffen. Erzähle, Gnom, erzähle! Wie ergeht's meinen Freunden, dem Andres und der Resi?“

„Man merkt, gnädigster Herrscher, daß Ihr der vielen Jahre, die dahingegangen, Euch nicht mehr entsinnet. Da der Schnee des Alters sein Haar bleichte, ist der Löffler Andres still und friedlich zur ewigen Heimat eingegangen. Und die Resi . . .?“

„Was ist mit ihr? Berichte!“

„Der Resi hat ihres Gatten Benehmen das Herz gebrochen. Wenige Jahre darauf, nachdem sie einem Knäblein das Leben geschenkt.“

„Und dieser Knabe?“

„Ist wie die Mutter. Gut und rechtschaffen! Er war es größtenteils, um dessenwillen ich meine Mission solange ausdehnte und nicht den Löffler-Jörg vorzeitig seines Beschützers und Talismans beraubte.“

„Und was war es nun, was dich zum äußersten getrieben?“

„Höret, Herr, und Ihr werdet mir recht geben! Ich war ausgesandt, um den Löffler überirdischen Schutzes versichert zu halten. Und fürwahr, das Ringlein tat seine Schuldigkeit! Die Äcker brachten reiche Erträge, die Rinder größeren Nutzen und die Hölzer doppelte Gelder. Die Bazen in der Truhe häuften sich; kein Unglück trübte des Löfflers Lebensweg. Der Andres legte sich nieder und entschlief sanft und ward der vorzeitig verstorbenen Gattin zur Seite gebettet.“

„Aber der Tod der Resi“, unterbrach der Berggeist.

Gelassen fuhr der Gnom in seiner Rede fort: „Ein Knäblein kam zur Welt, und groß war die Freude des Löfflers hierüber, der nun für seine reichen Schätze einen Erben hatte. Da er jedoch allzusehr der Mutter glich, so kam es, daß er allgemach sich mehr und mehr von ihm abwandte und schließlich seine Liebe ihm entzog. Dieses unedle Gebaren war der erste Keim zu seines Weibes Krankheit und Tod.“

„Der Halunke! Wart', er soll es mir büßen.“

„Es kam zu Aufsitzen zwischen beiden. Der Jörg mit seinem harten Herzen war keiner weichen Regung fähig. Die Resi legte sich hin und starb.“

„Das arme Weib! Ich sehe sie noch vor mir an ihrem Hochzeitstage. So frisch war sie wie eine über Nacht erblühte Rose.“

„Hättet sie zuletzt sehen sollen, Herr, so zart und durchsichtig, daß man hätte vermeinen können, sie zu zerbrechen. Eine glänzende

Fiebrerröthe lag auf ihren Wangen. Das war der Tod. Ohne jeglichen Kampf ist sie hinübergeschlummert."

"Und der Jörg, meinst du, habe ihren Tod auf dem Gewissen?"

"Das meine ich ganz! Der Knabe wuchs heran und gedieh prächtig. Nur Liebe, Liebe war es, die ihm mangelte. Urtheilet selbst, was hilft alles Geld und Gut einem Kinderherzen, dem die Liebe fehlt?"

"So wurde er finster und verschlossen?"

"Mit nichten! Ich sagte Euch schon vorhin: wie die Mutter, ganz wie sie! Dies verdroß indes den Löffler; mehr und mehr zog er sich von ihm zurück. Für mich war es keine Kleinigkeit, trotz der Abneigung, die ich im tiefsten Herzen für ihn fühlte, ihm überirdischen Schutz zu gewähren."

"Fürwahr, Gnom, wenn ich nicht wüßte, was für eine grundehrliche Haut du bist, möchte ich leicht in die Lage versetzt werden, deinem Berichte einzig und allein Abneigung gegen den Löfflerbauern unterzuschieben."

"Dank Euch des Lobes, Herr! Der Löffler war eines Tages auf die Jagd gegangen und hatte sich im Walde gänzlich verirrt. Ich wies ihm den rechten Weg. Ein andermal kam ein Wildschwein ihm nahe. Das Pulver auf der Pfanne war naß. Er drückte los. Der Schuß versagte. Ich war zur Stelle und rettete ihn."

"Wäre nicht schade um ihn gewesen!"

"Herr, Ihr vergeßet des Ringleins. Hättet Ihr es mir je verziehen, wenn ich ihn ohne Euren Schutz gelassen hätte? Das kann Euer Ernst nicht sein."

In leisem, vorwurfsvollen Tone entrang sich diese Rede den Lippen des Zwerges.

Gelassen nickte der Berggeist mit dem Kopfe.

"Wußt ich es doch! Nun höret weiter: Den ganzen Winter über schneite es unaufhörlich, der Schnee lag auf Schritt und Tritt meterhoch. Niemand durfte wagen, ohne ernstliche Gefahr für sein Leben das Haus zu verlassen. Nur der Löffler; denn er besaß das Ringlein. Er ging und versank im Schnee, nichts mehr war von ihm zu schauen. Ich hatte alle Mühe, ihn heil nach Hause zu bringen.

Es kam der März mit seinen lauen Tagen, die Winde von Süden begünstigten das Werk. Die Wolken sandten ihr frisches Naß hernieder; der Schnee wurde morsch und weich und kam ins Rollen. Die Lawine fiel und nahm ihren Weg gerade der Löfflerei

zu. Wäre ich nicht zur Stelle gewesen, so war alles Hab und Gut und Leben des Löfflers dahin. Nur um des unschuldigen Bubleins willen hielt ich stand.

Zuletzt die Wasser! Vollauf hatte ich zu tun, um sie zu zerteilen. Gar manches blühende Menschenleben wurde vernichtet und viele der stattlichsten Gehöfte wurden als Opfer der grausamen, türkischen Wogen hinweggerissen; aber der Löffler blieb verschont. Jedoch fiel es ihm nicht ein, auch nur ein Wort des Dankes an die ihn schützenden höheren Gewalten zu richten."

"Du tatest deine Pflicht! Dieses Bewußtsein muß dir genügen. Beanspruche niemals Dank von diesen Erdenkindern; wisse, sie haben sich selbst ein Sprichwort geprägt, das da lautet: Undank ist der Welt Lohn!"

"Weiß es, Herr! Der Löffler jedoch nahm meine Hilfe als so selbstverständlich hin, daß unwillkürlich obige Bemerkung mir ent schlüpfte."

"Also weiter!"

"Bald bin ich zu Ende. Der Knabe ward groß, war schon längst kein Knabe mehr. Ein zarter Flaum bedeckte seine Oberlippe. Nun kam es zu ernstlichen Zerwürfnissen zwischen beiden; fast kein Tag verging, an dem der Friede nicht gebrochen wurde. Es waren häßliche Austritte, Herr."

"An denen sich auch der Sohn beteiligte?"

"Nein! Der Vater wetterte und tobte, der Sohn weinte und flehte. Der Löffler, da er sein Herz so ganz auf das Gold geworfen hatte, was galt ihm das Herz seines Sohnes, der überdies anders geartet war als er selbst. Ein Sohn, welcher dem Werte des Geldes kein richtiges Verständnis entgegenbringt, für solchen wäre es besser, er besäße keinen! So ging täglich seine Rede."

"Und der Sohn?"

"Er hielt aus Kindesliebe bei ihm stand. Gehorsam, wie er war, entgegnete er nichts und schwieg."

"Gott segne ihn!"

"Ihr habt recht! Gestern nun trat der Vater an ihn heran mit der Weisung, daß es an der Zeit sei, sich eine Lebensgefährtin zu wählen, und er ihm dieserhalb schon die Berserker-Wally bestimmt hätte."

"Des Berserkers Tochter? Des Geizhalses, des Mannes ohne Herz?"

„Ja, Herr! Ich war zufällig in der Nähe, und da ich ihnen unsichtbar blieb, so vermochte ich auch zu hören, was der Sohn erwiderte. Er fiel dem Vater zu Füßen und weinte und flehte, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Doch der Löffler blieb ungerührt.

„Ich bin dir alleweil ein guter Sohn gewesen.“

„Eine Schande ist es, solch einen Sohn zu besitzen.“

„Aber Vater . . .“

„Nenne mich nicht mehr bei diesem Wort.“

„Vater, sei nicht hart, ich habe schon gewählt.“

„Wer ist denn die Glückliche?“

„Vater, verzeihe, aber die Wally kann ich nicht heiraten“, umging dieser für den ersten Moment des Löfflers Frage.

„Bub, Antwort will ich auf meine letzten Worte“, herrschte dieser nun im höchsten Zorne den Sohn an, welcher infolge des ausgestandenen Schreckens an allen Gliedern bebend dastand.“

„Ist also ein Unmensch“, fiel da der Berggeist dem Gnom in die Rede.

„Ihr habt wahr gesprochen, Herr! Doch laßt mich weiter reden.

„Wer ist es also?“ schrie der Löffler in grimmer Wut.

„Die Müller-Leni“, klang es leise, fast verschämt von den Lippen des Sohnes. Und nun ging ein Gepolter los, Ihr hättet es hören müssen, Herr! Ich glaube, die Berge widerhallten vor Entsetzen ob all der wenig schmeichelhaften Benennungen.“

„Eine Frage, Gnom! Ist sie, die er sich erwählt, auch würdig der Ehre, als Herrin in die Löfflerei zu ziehen? Ich will in die Welt und dem Buben die Wege hierfür ebnen.“

„Die Müller-Leni? Arbeitsam, rechtschaffen und freundlich: das gerade Gegenteil der Berserker-Wally. Doch hört weiter! In höchstem Zorne schrie der Jörg: „Widerrufe, ungeratener Bub.“

„Ich kann nicht, Vater, ich kann nicht!“

„Sinaus, Bub, hinaus aus meinem Hofe, nimmermehr ist für dich Raum darin.“

In furchtbarem Grimme wollte der Löffler sich auf seinen Sohn stürzen, und zweifellos würde er die Hand zum Schlage erhoben haben. Doch ich kam ihm zuvor. Ihr möget es mir übel deuten, Herr, ich spürte ein unbezwingbares Verlangen, ihn für all seine Schandtaten zwischen meinen Fingern zermalmen zu dürfen.“

„Ganz meine Meinung! Nur dürfte er bei mir nicht so leichten Kaufes davongekommen sein.“

„Also ich eile zu Hilfe. Einen richtigen Denktettel hat er immerhin abbekommen. Im Verlaufe des Ringens entwand ich ihm das Ringlein. Nun urtheilet selbst, gnädigster Herr, ob ich recht getan, daß ich den Löffler unseres Schutzes beraubte?“

„Viel zu lange hattest du damit gezögert. Doch wie steht es mit dem Sohne?“

„Er mußte stracks das Vaterhaus verlassen und eilte zu Tale. Wo er momentan sich befindet, weiß ich nicht.“

Der Berggeist stützte nach diesen letzten Worten den Kopf auf die Hände. Anscheinend war er in tiefes Sinnen versunken. Nachdem er eine zeitlang so verweilt, richtete er sich plötzlich auf.

„Du sollst deinen Willen haben, Gnom! Du bleibst hier zurück, während ich für einige Zeit die Erde aufsuchen will, um mir die Menschen und ihr Treiben anzuschauen und, wenn nöthig, den Löffler zur Rechenschaft zu ziehen.“

III.

Beim Löffler.

Ein herrlicher Maientag hatte seine rosigen Wonnen über die Erde ergossen. Der Vöglein ungezählte Schar jubilierte in den Lüften. Baum und Strauch hatten nach dem öden Einerlei des Winters wiederum ihr grünes Prachtgewand angelegt, der grüne Moosteppich schwoll in üppigster Fülle, und die Sonne, das herrliche Himmelsdiadem, verklärte mit ihrem goldigen Schein die sonst so düstere Welt.

In der Thür der Löfflerei, fast nicht wieder zu erkennen nach einem Vierteljahrhundert, das seit unserem letzten Besuche dahingegangen ist, steht der Jörg breitspurig mit gespreizten Beinen, die Hände untätig in den Hosentaschen. Ein höhnisches, überlegenes Lächeln umspielt seine Lippen. Sein Auge streift mit Genugthuung die grünen Matten, auf denen zahllose Rinder die ersten Gräser weiden. Auch die Saaten, die sich im Sonnenscheine spiegeln, haben durch den ungewöhnlich harten Winter nicht gelitten. Er ist reich, sehr reich; von Jahr zu Jahr hat sich sein Vermögen vergrößert.

Was mochte ihm auch der Berggeist anhaben? Das Ringlein! Bah, den Schus, den es gewährte, — als ob es ohne diesen nicht ginge! Schon waren drei Jahre dahingegangen seit jenem Tage,

da dieser knabenhafte Zwerg es ihm entzogen. Dieser Knirps! Danke für solch einen Schützer! —

Es waren schwere Tage in die Lande gegangen. Der Regen floß in Strömen, der Schnee schmolz in Kürze, und die Wasser rauschten in zügellosem Lauf zu Tale. Schrecken und Verwirrung überall im Gefolge. Des Löfflers Sohn war von den Fluten weggerissen und ein Opfer der Wellen geworden. Doch solch Geschehnis vermochte den entmenschten Vater, der an Stelle des Herzens einen fühllosen Stein in der Brust barg, nicht besonders aufzuregen. Wäre er hier oben geblieben, hätte er seinen Willen getan und die Berserker-Wally gefreit, dann konnte ihm so etwas nicht passieren. So aber hatte der Bube ihm zum Troste die Müller-Leni zum Altar geführt, und da er dieserhalb Tuns vom Vater enterbt worden war, in dem kleinen Häuschen, das ihr gehörte, im Tale tief unten Unterkunft gefunden. Hier lebten die beiden schlecht und recht und nährten sich kümmerlich durch ihrer Hände Arbeit — bis — — —

Bis dieses Frühjahr die Wasser mit Bligesschnelle zu Tale sausten und dieses in einen tosenden See verwandelten. Das Häuschen des Löfflerbuben stand inmitten der Wasser, die bald seine Grundfesten erschütterten und die Fundamente unterspülten. Der Bub war, all dessen ungeachtet, noch in daselbe geeilt, um etwas zu retten. Doch in diesem Augenblick hob eine riesige Welle das Häuschen gleich einem Spielball in die Höhe, um es nach wenigen Sekunden unter furchtbarem Krachen zu zerschellen. Der Bube wurde dabei unter den Trümmern begraben.

Geschah ihm nicht mehr als recht! Sein Weib und der Bube, den er besaß, der nun seinen, des Löfflers, Namen trug, sie waren mit heiler Haut davongekommen. Freilich arm wie eine Kirchenmaus. Wenn es diesen beiden nur nicht etwa einfallen täte, seine Hilfe zu erslehen; er hätte nichts für sie, keinen Kreuzer! — —

Da er von seinem Standorte aus eine ziemliche Wegestrecke überblickte, so vermochte er zu schauen, daß vom Tale aus in gemächlichem Tempo eine Frauensperson mit einem Kinde auf dem Arm dem Hofe sich näherte. Er blickte schärfer. Wahrhaftig, es war die Leni. Er konnte sich nicht täuschen. Dieses milchweiße Antlitz mit den blauen Augen darin! Die traf ihn aber heut richtig bei Stimmung, gelegentlicher hätte sie ihm nicht kommen können. Noch breitspuriger stellte er sich hin, dabei die Näherkommende mit giftigen, höhnischen Blicken messend.

Mit langsamen, zagenden Schritten kam sie näher. Man merkte, es mußte ihr offenbar sehr schwer geworden sein, diesen Weg einzuschlagen. Nun war sie bei ihm.

„Grüß Gott“, sprach sie, indem sie grüßend das Haupt neigte.

Der Löffler erwiderte ihren Gruß nicht. Nachdem er sich an ihrer Befangenheit geraume Weile ergötzt geweidet, sprach er in höhnischem Tone:

„Ihr hättet Euch diesen Weg hier hinauf ersparen können. Für Bettelvolk habe ich nichts übrig, zumal bei den schlechten Zeiten. Schert Euch zum Henker!“

„Vater“, entgegnete die ob dieser Rede vollends geknickte junge Frau, „nicht als Bettler kommen wir. Wir wollen unser Recht. Bedenket, daß es das Kind Eures einzigen Sohnes ist, das da die Ärmchen verlangend Euch entgegenstreckt. Ich für meine Person will Euer Mitleid nicht, ich gehe meiner Wege. Nur Erbarmen, Erbarmen für das Kind! Ihr besitz so viel, auf ein bescheidenes Pläschen auf Eurem Hofe kann es Euch doch wahrlich nicht ankommen.“

„Also da schaut es hinaus. Das Bettelpack will auf meinen Hof. Da müßt ich doch nicht mehr der Löfflerbauer heißen. Daß der Bube nichts besaß — du wußtest es ja.“

„Gott allein weiß es, welche Überwindung mich der Entschluß gekostet hat, Euch da oben aufzusuchen. Nur die äußerste Not vermochte mich hierzu zu bewegen.“

„Genug des Geschwäzes. Du kennst meine Meinung.“ Und in drohendem Tone: „Hinaus, sage ich, hinaus, oder ich verschaffe mir nachdrücklich Gehör! Hinaus! — Sofort!“

Mit drohender Gebärde eilt er nunmehr auf das Weib zu. Die aber schreitet stumm, mit Tränen in den Augen durch das Tor hinaus, den Berg hinunter. Obgleich sie den Löffler bereits zur Genüge als hartherzig und wenig menschenfreundlich gekannt, hatte sie eine solche Abfertigung nicht erwartet. Wie eine Bettlerin war sie vom Hofe, der doch von Rechts wegen ihr zustand, gewiesen worden. Was sollte sie nun anfangen, was beginnen? — Allein, jeglicher Mittel entblößt? Was sollte aus ihrem Kinde werden? Tränen verschleierten ihre Augen, sodaß sie kaum um sich zu schauen vermochte. —

So konnte sie nicht bemerken, daß ein Herr mit großen Schritten der Löfflerei zueilte. Erst als dieser ihr ganz nahe gekommen, schaute sie auf. Bald jedoch senkte sie ihren Blick wieder zur Erde; denn

dieser eine Blick hatte genügt, sie gleichfalls ein zorniges, haßerfülltes Antlitz schauen zu lassen, von dem sie weder Mitgefühl noch Hilfe erwarten durfte. Derselbe schien ihr wie der Löffler. Vielleicht war er ein Verwandter von diesem!

Der Fremde hatte kaum die beiden erschaut, die Tränen in den Augen des Weibes wahrgenommen, als er auch sofort die Situation begriff.

Dieser Fremde, es war kein anderer als der der Erde entstiegene Berggeist, der nun in gerechter Entrüstung gekommen war, um den Löfflerbauern zur Rechenschaft zu ziehen. Er kalkulierte ganz richtig, daß diese beiden vor ihm Weib und Kind des Löfflerbuben waren. Nur wußte er nicht, daß der Tod in der Jahre Blüte diesen ereilt hatte. Drei Jahre waren vergangen seit dazumal, da der Gnom die Kunde von des Löfflers Hartherzigkeit in seine Felseneinsamkeit gebracht hatte.

„Warum so traurig, liebe Frau?“ fragte er in mildem Tone, der ihm gleich das Herz der Leni zuführte. „Schau die Sonne, wie sie da um uns alles vergoldet. Öffne auch du ihr dein Herz, und jegliche Traurigkeit wird schwinden.“

„Das meint Ihr, Herr, da Ihr meinen Schmerz nicht kennt. Mir kann niemand helfen. Ich bin tief unglücklich.“

„So spricht jeder heutzutage. Eure Erde birgt des Leides viel. Warst wohl beim Löffler? Ich sehe ihn in der Tür.“

„Ja“, entgegnete die Frau, „voller Hoffnung bin ich hinaufgesteigert, und nun ist alles zu Ende! Wie eine Bettlerin bin ich vom Hofe gewiesen worden.“

Der Fremde sprach mehr zu sich selbst: „Ja, die Hoffnung, sie ist das einzige, das die Götter der Erde gelassen; freilich auch sehr trügerisch, wie in deinem Falle. Was wolltest aber du beim Löffler?“

„Das läßt sich mit wenigen Worten sagen und ist zugleich eine lange Geschichte.“

„Nun, so erzähle. Vielleicht vermag ich dir zu helfen. Zuvor aber setz dich nieder; denn der Weg ist beschwerlich, und du mußt arg ermüdet sein.“

„Ob Ihr mir zu helfen vermöget, ist eine Frage, die ich bezweifeln möchte. Doch gleichviel, ich will Euch vertrauen: Heut vor vier Wochen wurde mein Gatte und der Vater dieses Bubleins, zugleich der einzige Sohn des Löfflerbauern, von den Fluten fortgerissen.“

„Da kann es dir nicht schlecht gehen, der Löffler ist reich, überreich.“

„Wohl ist er das. Aber er ist geizig, Herr! Noch mehr als das, hartherzig und überdies stolz! Ihr wißt gar nicht, was das bedeutet. Wie eine Bettlerin wurde ich behandelt.“

„Nicht möglich!“

„Das urteilt Ihr, da Ihr den Löffler nicht kennt. Wenn ich mich nicht schnellstens entfernt hätte, würde er mich mit den Hunden vom Hofe gewiesen haben. O gewiß, er hätte es getan!“

„Ich kann gar nicht glauben, daß es solch hartherzige Menschen geben kann. Kehre mit mir um, und ich verspreche dir, die Sache zu gutem Ende zu führen.“

„Niemals, Herr!“

„So warte hier, bis ich wiederkehre. Ich gebe dir mein Wort, daß meine Abwesenheit nicht allzulange währen wird. Bleib also ruhig sitzen!“

Nachdem er diese Worte gesprochen, eilte der Fremde mit hastigen Schritten den Berg hinan. Die Falte auf seiner Stirn ward noch drohender, unheilkundender. Seine Augen sprühten Blitze. Er murmelte unverständliche Worte zwischen den Lippen.

IV.

Des Vergessenes Fluch.

Der Löffler in der Tür betrachtete den Fremden schon geraume Weile, noch ehe dieser der Leni begegnete: „Es ist ein Kreuz heutzutage mit diesen Leuten“, murmelte er halblaut vor sich hin, „ein Bettler scheint es nicht zu sein, dafür tritt er zu hoheitsvoll auf. Wahrscheinlich ein Reisender, Hausierer. Selbst die Höfe auf den Höhen sind nicht mehr vor dergleichen Gesindel sicher, wie mag es erst ausschauen tief unten im Tal? Ich will meine Hunde verdoppeln und einen hohen Zaun errichten, dann bin ich vor dergleichen Besuchen gesichert. Diesen aber will ich abfertigen, ähnlich wie die Leni, sodaß er ein für allemal das Wiederkehren vergißt.“

Währenddessen war der Fremde dem Löfflerhofe nahegekommen. Er machte keine Miene, dem Löffler seinen Gruß zu entbieten, wie es sonst anständiger Menschen Brauch ist. Seine Blicke verrieten soviel Energie und Tatkraft, daß der Löffler unwillkürlich seine Augen darunter zu Boden senken mußte. Der Fremde, dessen Augen so unheimlich blitzten, wo hatte er doch diesen schon erschaut? Er vermochte sich nicht mehr zu entsinnen. Doch gleichviel, er war

der Herr hier im Hofe, was mochte ihm von diesem Fremden wohl für Unheil drohen! —

„Was ist Euer Begehr“, fragte er deshalb sehr von oben herab den Ankömmling.

„Löffler, eine Frage“, entgegnete dieser, „kennst du mich?“

„Wie sollte ich wohl?“

„Dein Gedächtnis scheint mit den Jahren sehr an Schärfe eingebüßt zu haben.“

„Ich glaube, wir beide haben einander noch nie gesehen. Hier hinauf verirrt sich so selten jemand.“

„Nur mitunter, wie heut erst, eine ungebetene Frau mit einem Kind, die noch zufällig Schwiegertochter und Enkelkind sind.“

„Das sind meine Sachen, Herr, die niemanden etwas angehen!“

„Meine ich selbst! Dann kommt ebensolcher ungebetener Besuch, der noch ältere Rechte besitzt, die du aber keinesfalls ihm zugestehst.“

„Ich verstehe Euch nicht, Herr!“

„Wirst es gleich! Ich will deinem Gedächtnisse zunächst etwas nachhelfen. Du hast Hochzeit gefeiert.“

„Freilich wohl, doch das ist lange her.“

„Von dazumal datiert unsere Bekanntschaft.“

„Nicht möglich! Ihr waret keiner der Hochzeitsgäste.“

„Doch; ich saß sogar obenan. Freilich warst du dazumal klein und unbedeutend, während heut dein Leibesumfang die ganze Tür ausfüllt. Wohl eine Frucht deines Wohltuns, das mir so trefflich geschildert worden?“

„Von dieser Frau!“

„Du irrst! Doch zur Sache, um auf unsere Bekanntschaft zu kommen. Erinnerst du dich des Ringleins, das du dazumal als Geschenk erhieltest?“

„Das ich später wieder verloren.“

„Das ist deine Sache. Erinnerst du dich daran, wer der Spender dieses Ringleins und der Gaben, die es für dich in sich barg, gewesen?“

„Ja, der Verggeist war es.“

„Der hier vor dir steht!“

Wie vom Blitz getroffen, schnellte der Löffler für den ersten Moment empor. Daher also die Ähnlichkeit! Daß er ihn aber auch nicht gleich erkannt hatte! Was mochte er nur von ihm wollen? Zu irgendwelchem Guten war er keinesfalls da hinaufgestiegen. Wie in einem Buche lagen all die Sünden und Ungerechtigkeiten,

deren er sich im Laufe der Zeiten schuldig gemacht, offen vor ihm. Doch triumphieren sollte der Berggeist keineswegs über ihn! Deshalb sich zu stolzer Ruhe zwingend, fragte er, nachdem der erste Schrecken sich gelegt:

„Was verschafft mir die Ehre Eures Besuches?“

„Deine Handlungen, Löffler.“

„Ihr sprecht undeutlich.“

„Ich meine nicht. Erinnerst du dich der Worte, die ich dazumal beim Überreichen des Ringleins zu dir gesprochen? Freilich nicht! Nun, so will ich dir entgegenkommen. Ich habe dir erklärt: wenn du recht handelst, so hast du einen mächtigen Beschützer in diesem Ringlein. Doch von dem Tage an, da du die schiefe Bahn des Lasters betrittst, geht es bergab mit dir. Unglück ereilet dich Tritt für Tritt und du selbst stehst einsam, freudlos, all deiner Güter beraubt da. Erinnerst du dich?“

„Ihr möget es glauben, ich war unschuldig an dem Verluste des Ringleins.“

„Glaub' ich gern, auf das erste Wort. Wer kann auch dafür, wenn einem solches mit Gewalt vom Finger gezogen wird.“

„Ihr irrt. Ich verlor es auf natürliche Weise.“

„Nicht wahr! Erinnerst du dich des Zwerges, der dir zur Seite stand, als du das Ringlein besahest?“

„Der kleine Knirps!“

„Magst ihn immer so nennen, der kleine Knirps besaß ungeheure Macht, und unter anderem auch die, das Ringlein dir zu entziehen und selbiges mir zu überbringen.“

„So besitzet Ihr also das Ringlein?“

„Wie du sagst, in der That!“

„Handelt so ein Ehrenmann, indem er eine einmal geschenkte Sache wieder zurückfordert und zwar, wenn er sie nicht gutwillig erhält, auf gewaltsame Weise?“

„Frage um Frage: Handelt so, wie du es getan, ein verständiger Mann, der, trotzdem er sich wohl bewußt ist, daß dieses Ringlein ein großer Reichtum für ihn bedeutet, durch seine Handlungen dieses Glückes sich entäußert?“

„Wer beweist Euch, daß ich solches getan? Am Ende seid Ihr falsch unterrichtet.“

„Mein Gewährsmann, der kleine Knirps!“

„Und was erklärt nun dieser?“

„Deine Handlungen, deren du dich schuldig gemacht.“

„Und die wären?“

„Von Anfang an. Erst der Tod deines Weibes, der Rest.“

Der Löffler lachte. „Da klagt den Tod an! Er kam und nahm sie mit. Sie starb auf natürliche Weise, oder hat etwa Euer Gewährsmann Euch erklärt, ich hätte sie umgebracht?“

„Sie starb aus Gram über deine Handlungsweise, Löffler! Sie starb an gebrochenem Herzen. Du bist in Wahrheit ihr Mörder.“

„Sehr schmeichelhaft! Doch weiter.“

„Kommt gleich! Der Tod deines Buben.“

„Habt lange genug mit dieser Frau geschwätzt, sodaß Euch wohl zur Genüge wird bekannt sein, daß mein Bub vor vier Wochen von den Fluten fortgerissen worden ist. Wie kann ich da schuld sein? War ich es, der die Wasser hervorrief?“

„Deine Hartherzigkeit, Löffler!“

„Als ob die Hartherzigkeit einen Menschen zu töten vermöchte!“

„In diesem Falle ja! Sie war es, die deinem Sohne das Haus verschloß und ihn dem Tode in die Arme trieb. Hättest du doch sehr gut Platz gehabt für ihn hier oben.“

„Das meint Ihr, da Ihr die Umstände nicht kennt. Mein Bub war unfolgsam.“

„Er hatte recht!“

„Wer sagt Euch das?“

„Mein Gewährsmann.“

„Nun seid Ihr hoffentlich am Ende.“

„Du irrst.“

„Was noch?“

„Dein Bub hat Frau und Kind.“

„Was geht das mich an?“

„Für die du zu sorgen verpflichtet bist.“

„Wenn ich will.“

„Du wirst es. Man wird dich dazu zwingen.“

„Ihr wollt mir drohen?“

„Sie warten unten. Du selbst wirst sie rufen.“

„Da gibt's Zeit. Doch wozu stehen wir hier? Warum seid Ihr denn eigentlich hierher gekommen?“

„Um dich zur Rechenschaft zu ziehen, Hallunke!“ rief in drohendem Tone der Berggeist. „Rechenschaft zu fordern über all die Handlungen, deren du dich schuldig gemacht. Ich könnte dich

zu Boden schmettern, doch ich will es nicht tun. Rufe jene beiden, die da eines Winkes von dir gewärtig, zurück, weise ihnen den Platz, der ihnen zusteht, und alles ist vergessen. Selbst die gerechte Strafe, die dir schon zugebracht, ist aufgehoben. Nur eile: kurz und bündig!"

„Nie und nimmer!"

„Ist das dein letztes Wort, Löffler?"

„Mein letztes."

„Fürchtest du nicht meine Rache?"

„Nicht im geringsten!"

„Auch nicht meine Macht und die der mir unterstellten Elemente?"

„Eure Macht? Was liegt mir daran. Wohl hege ich keinen Zweifel, daß Ihr welche besitzt; auf meinem Hofe jedoch läßt selbige Euch im Stich. Da ist Herr der Löffler."

„Es tut mir nur leid um die beiden, die da heimatlos herumirren", sprach gedankenvoll der Berggeist, indem er mit einem folgenreicheren Entschlusse kämpfte. „Löffler, es fällt mir schwer, nochmals dich zu bitten. Gönn' diesen beiden ein bescheidenes Plätzchen auf deinem Hofe. Du bist wahrlich in nichts geschädigt. Platz habt Ihr zur Genüge all."

„Daß ich obendrein selbst den Bettelstab in die Hand nehmen muß, wenn sie als die Herren hier hausen."

„Wird so wie so bald am Ende sein, dein Reichthum!"

Der Löffler lachte. „Wer könnte solches zuwege bringen?"

„Meine Rache! Da du den guten Worten nicht zugänglich bist, so höre nun, was ich, der Berggeist, dir künde: Ehe die Erde einmal um die Sonne geeilt, bist du, heut so großer, reicher Löfflerbauer, ein armer Mann! Deine Äcker und Wiesen werden verdorren, Krankheiten dein Vieh dahinraffen, die Elemente diesen Hof, auf den du so stolz bist, vernichten, und du wirst gern sterben wollen. Jedoch der Tod — er wird dich fliehen! Dieses soll deine Strafe sein für deine Hartherzigkeit. —

Höret es, ihr Berge! Ihr Wasser vernehmet es und ihr Lüfte raunet es einander zu!" —

Raum, daß der Berggeist geendet, verkroch sich, gleichsam als Bekräftigung seiner Worte, die Sonne hinter dichtem, unheilbrohendem Gewölk; der Sturm fegte in wuchtigen Stößen einher; Blitze zuckten, der Donner rollte; mit einem Wort: eine gewaltige Aufregung herrschte in der Natur.

Der Löffler wurde ob dieser Prophezeiung des Berggeistes treidebleich; so hoheitsvoll sprach derselbe, und dazu kam, kaum daß er geendet, diese Umwandlung am Horizont. Sie gab ihm zu denken. Jedoch, er konnte sich vor dem Berggeiste keine Blöße geben. Hohnlachend rief er deshalb dem sich schon Entfernenden noch die Worte nach:

„Eure Drohungen, sie sind in den Wind gesprochen, vergehen wie ein Lufthauch, und nichts bleibt zurück als der Worte leerer Schall, ein Zeichen, mit dem man Kinder schreckt, nicht aber reife Männer, die schon furchtlos manchen Stürmen und Gefahren des Lebens getrost haben. Nun eilet zu Euren Schülzlingen, Ihr werdet sie voller Freude finden über das Gelingen Eurer Mission und der Ankündigung der Strafe, die du mir zugeadht.“

V.

Beim Röbler Eberhard.

Nachdem der Berggeist vom Löfflerhose sich entfernt, eilte er unter hastigen Schritten in schnellstem Tempo dem Tale zu und hatte alsbald die Stelle erreicht, allda er die beiden Wartenden wußte. Auf das aufgeregteste tobten die Elemente. Der Sturm zerknickte mit unheimlicher Gewalt die stärksten der Bergriesen, dazu zuckten unaufhörlich die Blitze, Donnerschläge krachten, kurzum: ein graußiges Bild!

Jedoch auf den Berggeist schienen diese unwirklichen Zustände nicht den geringsten Eindruck zu machen. Ungefährdet schritt er durch die tobende Natur. Nun war er nahe der Stelle gekommen, da die Frau ängstlichen Gesichtes schon geraume Weile des Ankömm- lings harrete.

„Welch ein Wetter“, rief sie schon von weitem ihm entgegen.

„Die Stunden sind veränderlich“, entgegnete der Angekommene. „Jedoch stehe auf; denn wir müssen uns beeilen, ein schützendes Dach zu erreichen, ehe die Wetter in ihrer ganzen Gewalt uns überraschen. Jeden Augenblick mag der Himmel seine Schleusen öffnen.“

„Herr, ich fürchte mich! Die Gewitter auf den Höhen sind gar so schrecklich.“

„Wer den Himmel zürnend sehen will, muß auf die Berge eilen“, gab dieser zur Entgegnung.

„Wohin nur wollt Ihr mich führen?“ fragte die Frau, als sie bemerkte, daß ihr Begleiter plötzlich vom gebahnten Wege abweicht.

„Mehrere hundert Schritte von hier, ganz im dichten Gewirr versteckt, befindet sich, wenn ich nicht irre, die Hütte des Röhlers Eberhard, eines alten Bekannten von mir. Dieser wird Schutz dir gewähren.“

„Und Ihr, Herr?“

„Sorge dich nicht um mich, mir ist nur wohl unter dem Tosen der Natur.“

„Ihr scheint ein sonderbarer Mensch zu sein. Wo andere zittern und zagen, scheint Ihr keine Furcht zu kennen.“

„Du hast recht. Schlimmes, sehr Schlimmes hab auf der Welt ich schon geschaut, sodaß mich ein Gewitter zur Maienzeit nicht sonders aufzuregen vermag.“

„So jung noch und so vieles schon erlebt?“ fragte ungläubig die Frau.

„Und doch ist es so. Wie alt wohl schäzest du mich?“

„Ein halbes Hundert Jahre möget kaum Ihr zählen.“

„Weit gefehlt! So viele tausend!“

„Ihr habet mich zum Narren, Herr.“

„Mit nichten! Du hältst mich für eines der Erdentinder.“

„Wie sollte ich auch nicht?“

„Hast du noch nichts von dem mächtigen Geiste gehört, dem die Berge unterstellt sind?“

„Der alte Rübezahl?“

„Derselbe.“

„Ihr wollt doch nicht fagen, Herr . . .“

„Daß Ihr der Berggeist seid“, ergänzte lachend der Fremde.
„Du hast es gesagt!“

Ergötzlich war es anzuschauen, wie das Weib, von jähem Schrecken erfaßt, plötzlich erblaßte, sich unwillkürlich mehrere Schritte von ihrem Begleiter zurückzog und in offenem Entsetzen schauernd in die Worte ausbrach: „O Himmel, in wessen Hände bin ich geraten!“ —

„Hoffentlich in bessere als in die des Löfblers! Wisse, der Berggeist fügt ohne gewichtige Ursache niemandem ein Leid zu.“

Der warme Blick, der hierbei die Frau traf, mochte wohl das seinige getan haben, daß sie versöhnt wiederum an der Seite ihres Begleiters einherschritt. Schon fielen vereinzelt die ersten Tropfen, denen bald stärkere folgten. Wenige Schritte entfernt, tauchte hinter dichten Stämmen die kunstlose Lehmhütte des Röhlers auf.

„Nun aber schnell“, rief der Berggeist.

Der alte Eberhard hatte die Ankömmlinge schon erspäht. Er stand in der Tür und hieß sie willkommen.

„Alter Freund, ich bringe dir jemanden, der dringend deiner Hilfe bedarf“, nahm der Berggeist das Wort, als sie da drinnen im schützenden Innern des Häuschens Platz genommen hatten, während der Sturm da draußen den Regen in wilder Hast klatschend an die Scheiben peitschte.

Die Frau vermochte währenddessen in Muße den Röhler näher zu betrachten: ein ernstes, ehrwürdiges Gesicht, mit grauem, patriarchalischem Bart, in dem zwei feurige, mild blickende Augen hervorleuchteten, die voller Mitgefühl auf ihr haften, als der Berggeist zu ihm die Worte spricht:

„Eine vom Unglück ereilte, vom Schicksal arg mitgenommene Person, die unterwegs ich getroffen! Wir kommen direkt vom Löffler.“

„Wird bei dem wohl nichts gewesen sein. An Mitgefühl für ärmere Menschen hat dieser nichts übrig.“

„So ist es: der Löffler hatte einen Sohn.“

„Weiß es, den Sepp.“

„Der Vater dieses Bubleins“, ergänzte der Berggeist.

„Ah, ich verstehe! Er nimmt sie nicht auf, erkennt sie nicht an.“

„Hast recht, Eberhard. Erst redete ich ihm ins Gewissen; ich bat — ich drohte. — Umsonst! Nun wird die gerechte Strafe ihn ereilen.“

„Ob seiner Hartherzigkeit?“

„Ja, noch ehe das Jahr sein Ende erreicht. Doch meine Zeit ist gemessen. Eberhard, nun eine Bitte: trage Sorge für Frau und Kind! Sie besitzen beide keinen Menschen, der sich ihrer erbarmet.“

„Das laßt meine Sorge sein, Herr! Der Rierlenhainer, ein Vetter von mir, besitzt nur eine Tochter, sodaß ein Sohn ihm vielleicht nicht ungelegen kommt. Wäre eher noch einmal Aussicht für den Buben, Besitzer einer Wirtschaft zu werden, zwar nicht so groß wie die des Löfflers, doch immerhin nicht zum Erhungern.“

„Eberhard“, sagte gerührt der Berggeist, indem eine Träne sich ihm in die Augen stahl, „dein gutes Herz kannte ich, und auf dieses eben hatte ich gebaut.“

Nachdem er diese Worte geredet, stand er auf, um sich zu entfernen. Vergebens bat ihn der Röhler, doch zu bleiben, bis das Unwetter da draußen nachgelassen. Ein hastiger Abschied von der

Leni, die bewegten Herzens unter warmen Worten für seine ihr bewiesene Theilnahme dankte und fort eilte er, trotzdem der Regen noch in Strömen herniederfloß, leichten Schrittes in Wind und Wetter hinaus.

VI.

Des Himmels Strafe.

Ein regnerischer, trüber Augusttag ging seinem Ende entgegen. Graue Wolkenmassen bedeckten den Himmel, vom laut heulenden Sturm zu ruhelosem Wandern verurtheilt. Die Riesen des Waldes ächzten und stöhnten. Dichte Nebel umlagerten die Höhen und versperrten dem Auge jeglichen Fernblick; ein Wetter just, wie es sonst im Spätherbst, im November wohl vorkommen dürfte.

In der Thür der Löfflerei bemerkten wir wiederum den Löffler, jedoch nicht mehr so breitspurig und siegesgewiß schaut er darein wie ehemals. Drei Monate sind verflossen seit jenem Maientage, da der Berggeist so unerwartet vor ihm erschienen war, den Fluch ihm entgegengeschmettert und des Himmels gerechte Strafe ihm angedroht hat.

Hohnlachend hat er dazumal den Berggeist verabschiedet. Es war wohl sein letztes, freilich ein erzwungenes Lachen; denn heute ist dieses Lachen schon längst von ihm gewichen. Die Prophezeiung des Berggeistes hat sich schon zum Theil erfüllt, und er ist keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß selbige voll und ganz sich bewahrheiten wird.

Der Wind treibt ihm den Regen in rauhen Stößen ins Gesicht, er achtet dessen kaum; noch sorgenvoller wird sein Ausdruck. In düsterer Melancholie schaut sein Auge auf die grauen, trostlosen Matten, von denen heute alle sonstigen Reize gewichen sind.

Wohl waren die Gelder im Kasten noch vollzählig vorhanden, sein sonstiger Besitz jedoch war arg gefährdet.

Der Rinder, die sonst den Hauptbestandtheil der Einnahme bildeten, hatte eine rapid auftretende Seuche sich bemächtigt. Die besten Stücke wurden davon ergriffen, und binnen wenigen Stunden waren sie dem Tode verfallen. Wenn dieses noch weiter so fortging, so zählte in wenigen Tagen seine Herde kein einziges Stück mehr.

Dazu kamen die wenigen Vorräte, die er besaß. Wie sollte er hiermit den Winter über auskommen? Er mußte unwillkürlich des Theiles der Prophezeiung gedenken: deine Äcker und Wiesen werden verdorren! Ja, auch er hatte sich voll und ganz erfüllt.

Auf das nasse Frühjahr folgte ein trockener Sommer. An jenem Unwetter zur Maienzeit geschah es das letzte Mal, daß befruchtender, segenspendender Regen die Erde netzte. Sengend wirkte der Sonnenball auf die ausgedorrte Erde; die Glut vermehrte sich Tag für Tag. Die Saaten, erst frisch und grün, verdorrten auf felsigem Untergrunde. Die Gräser desgleichen.

Die Quelle des Bächleins vertrocknete, das Wasser in der Zisterne wurde faul und zum Genuße ungeeignet. Als notwendige Folge hiervon befiel die verherende Seuche seine Rinder.

Die Früchte wurden notreif, die Ähren blieben taub. Unter solchen Verhältnissen kam die Ernte allgemach heran. Nun öffnete der Himmel seine Schleusen, Tag für Tag rieselte aus den Wolken hernieder dieses das ganze Jahr hindurch so heiß ersehnte, nun verderbenbringende Naß. Keine Frucht konnte trocken eingeheimst werden.

Dann der zweite Schnitt der Wiesen. Die Gräser waren dank den Regengüssen der letzten Zeit in ziemliche Höhe geschossen. Keine Möglichkeit jedoch gab es, das Heu trocken unter Dach und Fach zu bringen. Lugte die Sonne für wenige Momente hinter den Wolken hervor, so brauten gleich Gewitter wieder unheil drohend sich zusammen.

Vorgestern war es mit unsäglicher Mühe dem Löffler gelungen, einige Fuhren des kostbaren Heues einzuheimsen. Als er heut mittag jedoch seinen Stadel erklettert und einen Blick auf die aufgespeicherten Schichten geworfen hatte, strömte eine bedenkliche Wärme daraus ihm entgegen. Dazu besaß es solch unheimlich rotgelbe Farbe, eine Tatsache, deren Tragweite nur derjenige richtig zu beurteilen versteht, dessen Vorräte schon einmal in der gleichen Gefahr geschwebt haben. Es verfocht und aller Nährwert ist dahin. Auf die Dungstätte höchstens ist es zu gebrauchen.

Wahrlich wenig angenehme Ausichten für den Löffler. Jedoch wenn du meinst, er wäre nun zu der Einsicht gekommen, diese Ereignisse als eine Folge seiner Härtherzigkeit zu betrachten, so irrst du gewaltig! — Wohl zitterte er im innersten Herzen, er fragte sich zagend: was ihm der nächste Tag, die nächste Stunde bringen würde; er bangte, aber nur vor den weiteren Folgen der Rache. Daß diese Punkt für Punkt sich erfüllte, stand bei ihm fest, diese Tatsache vermochte er nicht zu bezweifeln.

Die Dämmerung breitete allgemach ihre geheimnisvollen Schleier über die Berge, die Schatten des Abends senkten sich hernieder, die Nacht mit all ihren Schrecknissen brach herein. Nachdem der Löffler noch einen letzten bangen Blick in die Ställe geworfen, verschloß er auf das sorgfältigste alle Türen, dann erst zog er zur Ruhe sich zurück. Lange vermochte er indes keinen Schlaf zu finden; unruhig wälzte er sich auf seinem Lager einher. Mitternacht war bald herangekommen. Plötzlich schreckte er auf. Es erschien ihm so helle da draußen.

Er eilt zum Fenster. Vom Himmel blinkten ungezählte Sternlein hernieder, das Wetter schien sich aufgeklärt zu haben, ein rauher Wind fegte in wuchtigen Stößen über die Berge. Sonst nichts Verdächtiges zu schauen; beruhigt begibt er sich daher wieder zu Bett. In Gedanken überlegt er schon die Arbeit des morgigen Tages. Wenn das Wetter so standhält, mag das letzte Heu mit Leichtigkeit vollends in Sicherheit gebracht werden.

Merkwürdig! Er vermag den Blick nicht vom Fenster zu wenden. Gespensterhaft wogten so unnatürlich lichte und dunkle Streifen abwechselnd auf und nieder. Die Schatten der Waldesriesen! — Woher kam das nur? — —

Wieder steht er auf und — o Himmel, auf den ersten Blick bemerkt er mit Entsetzen, wie aus dem Heustadel hervor eine feurige Flamme gierig leckend emporschlägt. Raum ist er Herr seiner Sinne. Großer Gott, der Sturm! Die Erntevorräte, die Gebäude, sein ganzer Stolz! Alles der Vernichtung anheimgefallen! An solch einen Ausgang hatte er wahrlich nicht zu denken vermocht. Mit Mühe nur gelingt es, die Knechte und Mägde zu wecken.

Mit Windeseile, schneller als die Feder es zu schildern imstande, waren sämtliche Baulichkeiten schon in ein Flammenmeer gehüllt, da die leichte Strohbedachung ein schnelles Vordringen des verheerenden Elementes gar zu sehr begünstigte. An ein Bergen der Habseligkeiten war nicht erst zu denken; ein jeder hatte vollauf zu tun, um dem Bereich des verderbenbringenden Elementes zu entrinnen und das nackte Leben zu retten.

Der Löffler gebärdete sich wie unsinnig. Niemanden besaß er, der in dieser schweren Stunde ihm treu zur Seite gestanden hätte. Dank seiner Hartherzigkeit nannte er nie einen Freund sein eigen. Die Knechte und Mägde, die da im Dienstverhältnis zu ihm standen, nahmen, da sie nun nichts mehr erwarten

durften, da der vordem so reiche Bauer nun so arm war wie sie selbst, ihre wenigen geretteten Kleidungsstücke und verließen noch selbige Nacht, während die Flammen laut prasselten und die Gebäude eines nach dem anderen laut krachend zusammenschlugen, die Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit, den Löffler sich und seiner Verzweiflung überlassend.

Als der Morgen graute, die Sonne ihre Strahlen zur Erde sandte und hinter den Bergen heraufstieg, war sie selbst erstaunt ob der Umwandlung, die sich da vollzogen. Wo gestern beim Abschied noch stolze Gebäude ihr entgegengewinkt, beleuchtet sie diesen Morgen einen Haufen rauchenden Schuttes und davor einen gebrochenen Mann, der emsig in den kohlenden Trümmern nach dem Vorhandensein seiner silbernen und goldenen Schätze wühlt und sucht.

Doch nichts ist zu finden; denn die allbezwingende Gewalt des Feuers vermag selbst die härtesten Erze zu zerstören. So ist der noch wenige Stunden zuvor so stolze, reiche Löffler nun in der Frühe des Tages in des Wortes wahrster Bedeutung ein Bettler.

Wie die Sonne an höchster Stelle am Horizonte steht, schreitet er gebeugten Hauptes, verzweiflungsvollen Antlitzes, ermattet durch Hunger, Durst und Anstrengung, gebrochen an Geist und Körper, kaum mehr zu erkennen, den Berg hinunter; jenen Weg, den vor nunmehr drei Monaten jene durch seine Hartherzigkeit vom Hofe gewiesenen beiden geeilt sind, ärmer als diese, kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet, dem Tode, den Wohnungen mitleidiger Menschen zu.

VII.

Zwanzig Jahre später.

Hart am Waldesaume, unten im Tale, wo die Stämme sich lichten, grüne, in vollster Blüte prangende Matten sich ausbreiten, leuchtet ein weißgetünchter Giebel uns entgegen: der Nierlenhof, das Heim des Nierlenhainers. Kränze und Girlanden, die vom Toreseingang bis zur Haustür hinan in langen Schnüren hängen, und so mit ihrem bunten Geflitter das Weiße des Häuschen fast verdecken, lassen die Vermutung in uns aufsteigen, daß hier etwas Besonderes vor sich geht. Und in der That!

Des Nierlenhainers Tochter, die Else, ist soeben mit dem Löffler-Flori, dem Sohne des Löffler-Sepp, jenem Büblein, das wir dazumal mit seiner Mutter beim Röhler Eberhard verlassen haben, den Bund für das Leben eingegangen.

Was wunder, wenn es hoch hergeht. Die Stube ist von Gästen voll, die theils aus weiter Ferne auf besondere Einladung hin herbeigeeilt sind. Auch Bettler und fahrendes Volk haben sich in Menge eingestellt, da heut ohne Ausnahme alle auf das glänzendste bewirtet werden.

Der Flori wird für den Augenblick hinausgerufen, da jemand ihn zu sprechen gewünscht hat. Groß ist das Staunen aller, als er bei feinem Wiedereintritt einen alten, abgehärmten Mann am Arme führt und an den Ehrenplatz geleitet: „Mein Großvater!“ Diese beiden Worte nur fügt er erklärend bei.

Der Nierlenhainer faltet die Hände, wirft einen dankbaren Blick nach oben, und leise flüstern seine Lippen:

„Nun will ich getrost die Augen zu ewigem Schlummer schließen; denn meine Tochter weiß ich in guten Händen. Wer einmal den Haß soweit zu bezwingen versteht und sich hoher, verzeihender Liebe zu eigen gibt, der wandelt der Tugend Bahn.“

Der Löffler erhielt einen Platz am Hofe. Hier führte er ein Leben ernster Buße, bis auch ihm nach wenigen Jahren stiller Zurückgezogenheit der Tod ein Ziel setzte.

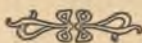
In Frieden vergingen die Jahre des jungen Paares; sie lebten bis in ihr hohes Alter hinein glücklich und zufrieden. Eine Schar blühender Kinder und Enkel verschönte ihren Lebensabend.

Jahrhunderte sind seitdem vorübergerauscht. Der Geist der Neuzeit hat in den Landen seinen Einzug gehalten; Kultur und Sitte sind selbst bis ins entfernteste Gebirgsdörfchen gedrungen.

Rastlos arbeiten Säge und Hammer, die Mühlräder klappern und die vordem so schreckbringenden Elemente Wind, Wasser und Feuer sind dem rastlos erfindenden Menschengenisse dienstbar geworden.

Des Berggeistes Macht aber ist gebrochen. Ohnmächtig bleibt er den Ereignissen der Welten gegenüber; allein hauset er im tiefsten Berginnern.

Die finsternen Gewalten des Mittelalters: die Dämonen des Hasses und der Rache, sie sind gewichen, und an ihre Stelle ist jene erhabene Lichtgestalt getreten, der hehre Christenglaube, der im Befolge den Geist der allerbarmenden, verzeihenden Liebe hat.



Das Lügenbuch.

Von Anton Röhler-Waldheim.

Gottvater ging durch die himmlischen Auen und alles ringsum erschauerte in heiliger Wonne. Freude lag auf allen Gesichtern und aller Augen strahlten wie Tautropfen im Sonnenglanze.

Nur ein Gesicht war von stiller Wehmut übergossen und ein glühendes Augenpaar glitt an Gottvater vorbei sehnsüchtig in die Ferne. Dieser blieb vor dem Engel stehen und fragte milde: „Was fehlt dir, Lieber, und welcher Kummer bedrückt also deine Seele, daß auch meine Nähe ihn nicht zu bannen vermag?“

Der Engel warf sich vor Gottvater aufs Angesicht und flehte: „Laß mich, Erhabener, sei's auch nur zu kurzer Erdenfahrt aus deinem Himmel. Siehe, die Menschenkinder dauern mich; sie reiben sich auf in Sorge und Arbeit um Alltägliches, Häßliches. Laß mich ihnen Erlösung bringen — nur ein Atom von deiner Herrlichkeit und Schönheit.“

„Bist du auch sicher, daß die Menschen sie wollen?“

„O, ganz sicher, mein himmlischer Vater.“

Und Gottvater lächelte und nickte Gewährung.

Strahlend vor Seligkeit senkte sich der Engel zur Erde hernieder.

Der herrlichste Herbstabend war zu Rüste gegangen und langsam warfen die Bäume auf die Waldwiese längere Schatten und dunkler gab sie der glitzernde Spiegel des Bergbaches zurück. Ein entzückendes Bild, umrahmt von smaragdenen glänzenden Bergriesen.

Zwei junge Menschenkinder, eng umschlungen, strebten einer fernen Hütte zu, deren kleine Scheiben rot erglühnten. Bläulicher Rauch stieg über dem Dache in die Luft.

Süßer Friede ringsum.

„Alle guten Geister —“ rief das junge Weib und drückte angstvoll des Begleiters Arm.

„Am Gotteswillen, was ist dir, Hanna?“

„Still, still, da sieh doch, sieh, das Berggespenst.“

Der Engel erschauerte und merkte erst jetzt, daß er nicht mehr in den Gefilden der Seligen, sondern auf der menschenbewohnten

Erde wandle, schnell nahm er die Gestalt eines Waldarbeiters an und ging grüßend an dem jungen Paare vorbei.

Da lachte der Mann:

„Dummenchen — wie kannst du nur so furchtsam sein — es gibt keine Gespenster und keine Geister, weder gute noch böse.“

Der Engel ging hastig weiter.

* *

„Ich will zuerst zu denen gehen, die berufen sind, das Volk durch Wort und Schrift zu erbauen, um ihnen die Herrlichkeit Gottes und seines Himmels zu zeigen.“

Und der Engel lenkte den Schritt über dunkle Rieswege und ließ sich des Studierlämpchens Schein, der matt aus des alten Priesters Arbeitszimmer herüber blinkte, als Wegweiser dienen.

Er wollte ungesehen kommen und nur schauen. Gewiß arbeitete der ehrwürdige Mann an dem Entwurfe zur nächsten Festpredigt.

Der alte Priester schrieb und schrieb; der Engel war ungesehen hinter ihn getreten, blickte ihm über die Schulter und las, und je länger es währte, desto betrübter wurde er. Eine lange Lebensfahrt voller Mühsal und Enttäuschungen. Und nun das Endziel: Wofür hat der tapfere Priester gestritten? Gegen Schmutz und Bosheit. War es der rechte Weg, den er gewandelt? Tausend bange Zweifel zerrissen des alten Priesters Herz und heute brachte er sie alle zu Papier, um sein Gewissen zu entlasten. Nach vollendeter Arbeit stöhnte der Greis laut auf — der Engel aber zerdrückte eine Träne im Auge und schlich, lautlos, wie er gekommen, von dannen.

* *

Aus herrlichem Parke blinkte ein reiches, prächtiges Haus hervor. Taghell war alles erleuchtet und das Licht brach sich tausendfach in glitzernden Geräten von Gold und Kristall und in tausend und abertausend springenden und in marmorne Becken zurückschallenden Wassertropfen. Schöne Frauen und elegante Männer wogten durch die von köstlichen Düften durchglühten Räume — süße Töne rundeten das liebliche Bild.

Der Engel trat in Gestalt eines Gastes in den Kreis der Männer und Frauen — hier wurde der Schönheit gehuldigt — hier war er wohl überflüssig.

Da sah er die bleiche, junge Frau, die Herrin dieses Hauses, der man huldigte, sah, wie sie die heiße Stirn an die kühlen Scheiben drückte und sehnsüchtig in die Ferne lichterete.

Da begriff der Engel, daß man hier die Schönheit verraten hatte und ging.

* * *

Aber in der großen Stadt, vier Treppen hoch, in einem arm-seligen Hinterhause, wo hinter den kleinen sauberen Scheiben der alte Mann mit dem grauen Barte sitzt und die Feder eifrig über weiße Papierbogen gleiten läßt — da wollte er anklopfen. Hier bei dem dichtenden Träumer mußte die Schönheit eine Stätte haben und von hier aus hinausgetragen werden unter die darbenenden Menschen. „Grüß Gott!“ — der Engel kam in Gestalt eines jungen Freundes — „grüß Gott, Lieber! Was sitzt du hier bei der Arbeit, anstatt hinauszueilen in Gottes schöne Natur und dich an all ihren Herrlichkeiten aufzurichten?“

„Warum soll ich in die Fülle? Hier fange ich mir jeden Sonnenstrahl einzeln ein und verwebe dann alle zu goldenen Märlein, die ich hinausflattern lasse — den lieben Kleinen zur Freude.“

„Du Glücklicher — bringst damit Sonnenschein in empfängliche Kinderherzen und daraus erblüht ihnen Schönheit fürs Alter. Dir gehört die Zukunft.“

„Wer weiß! Ist mir auch einerlei — es ist mein Tagewerk.“

Und emsig läßt der Alte die Feder über die weißen Bogen eilen. Im stillen berechnet er, was ihm die Arbeit trägt.

Müde schleicht der Engel davon.

* * *

Vor einer hohen verräucherten Mietskaserne tummelt sich eine Schar Kinder. Die Knaben balgen sich im Schmutz herum und die Mädchen spielen Ringelreihen und singen — Gassenhauer, welche die Eltern aus dem Wirtshause mitgebracht hatten.

Ein blondes aufgewecktes Ding von etwa zehn Jahren hockt auf den Stufen am Eingang und hält ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien.

Der Engel tritt in Gestalt des Lehrers hinzu.

„Das ist recht, Frieda; immer hübsch artig und fleißig sein, das macht den Eltern und Lehrern Freude und bringt Segen. Was liest du da?“

„Ach — es ist bloß ein altes Lügenbuch — Märchen — hübsch, aber alles erlogen.“ — —

Da wollte der Engel nichts weiter hören und weinend bat er an der Himmelspforte um Einlaß.

Gedichte von Heinrich Bredow.

Es war einmal.

„Es war einmal“. Das sind bekannte Worte,
sie dringen tief ins Herze uns hinein,
erwecken die Erinnerung früherer Tage
und zaubern uns ein Bild beim Lampenschein.

Wir sehn uns dann als Kinder, klein und schüchtern,
zurückversetzt an unsrer Kindheit Ort,
ganz mäuschenstill im engen Kreise sitzend,
mit Spannung lauschend auf der Mutter Wort.

Es war einmal — es war ein mächt'ger König —
die Pracht, die vor uns ausgebreitet ward!
Wie schön war die Prinzessin und wie edel,
doch ach, die Königin, die war schlecht und hart!

Wie ungeduldig spitzten wir die Ohren,
wie ängstlich harrten wir des Endes doch —
stets war's: und wenn sie nicht gestorben wären,
dann lebten sie ganz sicher heute noch!

Ein jeder wünschte: wenn ich groß erst wäre,
dann gibt's erst Glück und Freuden ohne Zahl! —
Die Kindheit war ein Märchenland voll Frieden,
ein Märchenland voll Lieb. — Es war einmal!



Ewige Liebe.

Als ich noch Kind war,
sprach zur Mutter ich:
„D sag mir, liebste Mutter,
liebst du mich?“
Die Mutter sprach: „Mein Kind,
wie ich
liebt niemand auf der Erde dich!“

Als Jüngling dann
befragt ein Mädchen ich: „D sage
mir, Geliebte,
liebst du mich?“
Die Holde sprach: „Mein Einziger,
wie ich
liebt niemand auf der Erde dich!“

Die Mutter starb,
mein Weib mich auch verließ,
es blieb mir nur mein Kind,
das Liebe mir verhieß.
So fragt mein Kind ich: „Liebst du mich?“
„Ja, Vater, ja, ich liebe dich!“

Da kam ein Mann
und nahm zur Frau mein Kind,
und ihre Liebe
flog zu ihm geschwind.
Drum hab ich heut mein Enkelkind
befragt,
es küßte mich und hat so lieb gesagt:
„Du bringst Bonbons und Kuchen
stets für mich,
„Großväterchen, auf ewig lieb ich dich!“

Heidelieder.

Von Hans Hoffmann-Queckenau.

Heidefrühling.

Wenn der Fink in stillen Ecken
Nester baut ins Frühlingsgrün,
wenn an allen Dorn und Hecken
Heidenröslein wieder blühn:

Wenn der Fink in stillen Ecken
sich sein kleines Nestchen baut,
pflück ich Röslein von den Hecken,
schmücke meine Heidebraut.

Schreit ich durch die braune Heide,
halt im Arm mein Heidekind,
sing und jauchze, weil wir beide
so unendlich glücklich find.

Und um uns die braune Heide
strahlet rings vor Maiengrün
und vor Glück wir alle beide —
und die Heidenröslein blühn.



Der alte Traum.

Liegt mitten drin im Dorf der Teich
und rechts und links zwei Hügel;
im Mondschein zittert geisterbleich
der klare Wasserspiegel.

Durch alte Weidenzypfel zieht
ein zartes Lenzwindrauschen.
Vom Brückentwehr dem Sehnsuchtskied
der Nachtigall wir lauschen.

Bewegt vom Wind der Maiennacht,
vom Ufer schilfumrandet,
zieht Well' auf Welle leis und sacht
zum Teichrand, der verfanget.

Am Ufer steht der Eltern Haus. —
Ich schau verträumt hinüber.
Mir ist's, als winkt vom Fenster aus
Mein Mütterlein herüber. — —

Doch Vater, Mutter zogen aus
und fort sind Schwestern, Brüder . . .
Es ist vom lieben Heimathaus
der alte Traum nur wieder.



Das taten des Waldhornes Lieder.

Es war in der Nacht. — Und ich saß ganz allein
in weinlaubumschlungener Ecke.
Der Wald lag so still in des Maimondes Schein,
die Nachtigall sang in der Hecke.

Da nimmst du dein Waldhorn und bliesest hinein,
und schmelzend erklangen die Lieder
hinaus in die Nacht. — Und vom schlummernden Hain
da klangen voll Sehnsucht sie wieder.

Ein Lied von der Liebe, — ein Lied von der Treu —
und eines vom Scheiden und Meiden. — —
Du setztest jäh ab — — und das Echo trug scheu
den Schmerz mit hinaus in die Heiden. — — —

Dann waren die Weisen verklungen im Grund,
die Nachtigall schluchzte im Flieder.
Mein Herz war so schwer — ach, mein Herz war so wund:
Mir galten des Waldhornes Lieder.

Ein Rosengruß vom Schlachtenfeld.

Huscht durchs Feld ein Sonnenschein
über Dorn und Hecken,
um an Strauch und Blümelein
Blüt und Blust zu wecken.

Singt ein Fink am Rosenstrauch
kleine Liebeslieder,
und ich pflück' nach altem Brauch
dir ein Röslein wieder.

Traf die Kugel auch bei Nacht,
Schätzchen, deinen Jungen,
ruh' ich jetzt wohl nach der Schlacht,
wo der Fink gesungen.

Rollt mir auch manch Tröpflein Blut
just vom Kopfe nieder,
ach, verlier nur nicht den Mut,
Schätzchen, ich komm wieder!

Schlachtenfeld und Heckengrün — —
frag nicht, was ich leide! — —
Sieh' die Heidenröslein blüh'n
doch noch für uns beide.

Volkslied.

Mein Herz ist gebrochen,
so schwer ist mein Sinn,
und all meine Freude
ist immerdar hin.

Mein Lieb ist gestorben,
liegt drunten im Grund,
und still ist geworden
ihr rosigter Mund.

Kein Sang und kein Liedlein
erklingt mehr im Zelt.
Ich will darum wandern
weit, weit in die Welt.

Mein Herz ist gebrochen,
ach, groß ist die Not.
Hab niemand auf Erden, —
ach, wär ich nur tot!

In Freud' und Leid — mit Gott allzeit.

Gedichte von Gotthold Laube.

Ein frohes Menschenangeficht.

Ein frohes Menschenangeficht,
aus dem die Lust am Leben spricht,
ist wie die Sonne . . .
Es leuchtet hinein, wo's dunkle Nacht!
Es wärmet, wo's frieret, mit seiner Pracht:
Weckt Leben und Wonne! —



Sinnsprüche.

Freude willst du andern bringen
und gibst selbst den Sorgen Raum?
Meinst, daß es dir wird gelingen?
Ach, du Tor, ich glaub' es kaum. —
Pflänzlein Freude, rein und zart,
stets im Licht geboren ward. —

Leer tratest du in die Welt hinein;
wirst leer einst wieder geh'n.
Doch was du Gutes hier gewirkt,
kann nimmermehr verweh'n.



* * *
Mußt du dich müh'n und plagen,
hör' ich dich schelten, klagen.
Doch hast du nichts zu schaffen, dann
gähnt dich die Langeweile an! —

Ein Leben ohne Zweck und Ziel
ist schlimmer noch als Sterben!
Es zieht die Seele langsam hin
und trägt ihr Glück in Scherben.



Im Mai.

Es war ein Tag im schönen Mai,
da zog ein junger Bursch vorbei,
der sang aus jugendfrischer Brust
ein Lied voll sel'ger Liebeslust . . .
Und weil ich selbst im Lieben stand,
sichs Lieblein so zum Herzen fand;
und manche holde Schöne
erweckten diese Töne.



Du armer Tor, was bangst du?

Du armer Tor, was bangst du?
Was jagt dein schwaches Herz?
Was soll denn all das Grübeln
und wühlen in dem Schmerz? —

Faß herzhast beim Gentke
den bösen, trägen Gast,
eh' er sich eingenistet
zu fester, langer Raft!

Und weit auf alle Thürchen
zum Herzenskammerlein;
laß lust'ge, frohe Boten
von allen Seiten ein! —

Mahnungen.

Schwaches Herz, nicht gleich verzagen!
 Traf dich auch recht schwer die Not,
 steht doch hinter schwarzen Wolken
 schon ein neues Morgenrot . . .
 Laß dich beugen! Aber brechen
 darfst du nicht im tiefsten Schmerz;
 hörst der Glocken frommes Läuten? —
 Gott ruft dich ans Vaterherz!

Wo du gebeugt ein Herze siehst,
 gebeugt durch tiefes Leid,
 da reich' ihm liebend deine Hand,
 deckt's auch ein Bettlerkleid.

Wo lieblos — hart den Stab man bricht,
 schau in dein Herz hinein . . .
 und senk' die schon erhob'ne Hand
 und wirf ihn weg, den Stein!

Wo irrend sich ein Menschenkind
 in dunkle Nacht verlor,
 zieh' es mit starker Glaubenshand
 ans helle Licht empor!

Wo sich aufs Heiligste ergießt
 der Lasterzunge Spott,
 da tritt mit ganzer Seele ein
 für deinen Herrn und Gott!



Kurze Freude.

Noch naget die Raupe,
 nun kriecht sie vergnügt
 am Blättlein, das sanft sich
 im Winde wiegt,
 und freut sich,
 wie reichlich ihr aufgetischt!
 Da naht schon das Unheil. —
 Schnell hat sie erwischt

ein listiges Späzlein;
 das kam ihm geraten:
 der herrlich schmeckende,
 saftige Braten!
 So, mein ich,
 ahnet wohl mancher nicht,
 wie kurz noch sein Leben
 im rosigen Licht! —



Im Walde.

Im Walde, tief im Walde,
 wo's lust'ge Vöglein singt,
 wie Orgelklang das Rauschen
 uralter Eichen klingt.

Fühl' ich ihn mächtig walten
 den hoherhabnen Geist,
 der aus dem Lärm des Alltags
 den Weg zum Licht uns weist.

Da geht's wie Frühlingsleuchten
 durchs zage, schwache Herz;
 beseligt, tief empfind ich's:
 wie nichtig aller Schmerz! —



Im traulichen Stübchen.

Ein trautes Stübchen,
ein liebes Weib,
ein lustiges Bübchen
zum Zeitvertreib! . . .

So nahe den Menschen,
— und doch so fern, —
umstrahlt von der Liebe
hellglänzendem Stern.

Drauß' Unruh' und Sorgen;
hier stillfrohe Lust,
im Hafen geborgen,
das Glück . . . in der Brust! —



Unsre Frauen.

Wie still ist's nun im Dörflein! Sie murren nicht, — sie wissen's:
Die Männer stehn im Feld, „'s ist harte, bittre Not!“
und von den tapfern Frauen So säen sie und ernten . . .
wird's Ackerland bestellt. und draußen mäht der Tod. —



Zwei Reiter.

Zwei Reiter, die reiten im Morgenschein
so mutig ins feindliche Land hinein;
zwei Herzen, die beten im fernen Land:
„O schütz ihn, Allmächt'ger, mit gnädiger Hand!“ —

Zwei Reiter, die starben als Helden den Tod,
man fand sie durchschossen ums Abendrot.
zwei Herzen, die brachen vor Kummer und Weh;
— auf frische Gräber fällt kalter Schnee. —



Wo sich die Lästertzunge rührt.

Wo sich die Lästertzunge rührt
in teuflisch — grimmer Lust,
stoß du nicht auch den spitzen Dolch
dem Bruder in die Brust! —

Du siehst die Schuld, — doch weißt du's nicht,
wie er zuvor gestritten;
gewiß! — er fiel! — Doch weißt du's auch,
was er darum gelitten?

Laß sinken die erhob'ne Hand;
schnell, wirf ihn weg den Stein!
Einst stehst du selbst vor Gottes Thron
als armes Sünderlein! —

Gedichte von Elise Draub.

Das deutsche Lied.

Wie soll es klingen?	Wie soll es tönen?
Vor allem rein!	Kindlich und stark!
Als wär es in ewigen Auen erklingen,	Als wenn ein Kind sein Gebetchen
und hätte sich liebend herabge-	läßt —
schwungen,	wie brausendes Stürmen im Eichenwald
bei Menschen zu sein.	— aus Seele und Mark!

Was soll es schaffen?
Steten Gewinn!
Den Rehraus allem Fremdeln und Weicheln —
dem Fernen ein Mutterhändestreicheln —
eichkräftig, schirmend, solls fernem Tagen
von unsrer Kraft und Seele sagen —
So zieh es hin!

Seiland.

Hoch aufgerichtet war das Kreuzesholz —
umschmäh't vom Pöbel stand Er blutigblaß —
da kam ein Knäblein — keck — mit frechem Stolz,
das trug im Antlitz Seiner Henker Haß
und spie nach ihm —
ein wüßtes Lachen schwoll
gleich schmutz'ger Welle aus des Pöbels Kreis, —
da schloß sich um Sein Haupt das herbste Reis —.
Doch sieh — ein heiligroter Sühnstrom quoll —
das Auge hob Er, ew'ger Liebe voll.
„Lasset die Kindlein zu mir!“ — sprach es leis.

Sibylle.

Meine Armutter war licht wie	Meine Armutter war hold wie
ein Sang	ein Lied —
vom Maien — in köstlichen Jahren	durch ihres Heimattals Stille
mit dunklen Locken und runder Wang'	nachtigallartig ihr Name noch zieht:
mußt' sie von hinnen fahren.	Sibylle, Sibylle, Sibylle!

— Trag' ich dein zwiefach Erbe in mir:
Jungtod wie Liederfülle —?
— Sie raunen, mein Singen käm' mir von dir,
Sibylle — — —?

Die Landstreicherin.

Skizze von W. A. Rieger.

Um das kleine Schulhaus rasste der Schneesturm. Heulend fuhr er in den Schornstein, und hin und wieder entführte er eine abgerissene Schindel vom Dache durch die winterliche Abendluft dahin.

Die dichten Schneeflocken wirbelte er im tollen Tanze durcheinander, fuhr in die frischgefallenen, lockeren Massen und türmte sie zu kleinen Bergen empor.

In der traulichen Wohnstube aber spendete der alte Rachelofen behagliche Wärme, und die kleine Tischlampe erfüllte mit ihrem Lichtschein den freundlichen Raum.

Am weißgedeckten Tische saß bei einer Flasche Wein der alte Rantor und Lehrer Mertens mit seinem Sohne Eberhard, der während der kurzen Universitätsferien die Weihnachtsfeiertage im Vaterhause verlebte und heute seinen 21. Geburtstag feierte.

In drei Tagen sollte er wieder in die Provinzialhauptstadt zurückreisen.

Aus Anlaß des Geburtstages seines einzigen Kindes hatte der alte Lehrer aus dem Keller nach dem Abendbrot eine Flasche Wein geholt, der jetzt in den grünen Römern blinkte und gleiste.

Der Vater im grauen Haar sah mit Wohlgefallen auf die schlanke Gestalt seines Sohnes, der prüfend das Glas in den Lichtkreis der Lampe hielt.

„Dein Wohl, mein Junge!“ sagte er dann und streckte seinen gefüllten Römer dem jungen Manne entgegen.

Leise klangen die Gläser aneinander.

„In wenigen Tagen verläßt du mich wieder“, fuhr er nach einer Weile fort, „um deine Studien fortzusetzen. Bis zu den nächsten Ferien wird es dann wieder still und einsam um mich sein. Und später wird auch die Zeit kommen, wo du auf eigenen Füßen stehen und dir dein eigenes Heim gründen wirst.“

„Dann Vater“, entgegnete der Jüngling, gibst du dein Amt auf und ziehst zu mir, um deinen Lebensabend an meiner Seite zu genießen. Ach, wenn doch die Mutter noch lebte, die ich ja nie gekannt habe!“

Der alte Mann zuckte unmerklich zusammen.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

Dann sagte er mit leiser Stimme zu seinem Sohne: „Du hast heute dein 21. Lebensjahr vollendet, bist ein reifer und gefestigter Mensch, der in reger und anstrengender Arbeit sich einen ehrenvollen Beruf zu erringen sucht. Heute will ich dir nun das große Geheimnis meines Lebens enthüllen: Erschrick nicht, Eberhard! — Deine Mutter — starb nicht. — Sie hat mich und ihr Kind verlassen. — Ob sie noch lebt? — Ich weiß es nicht! — Um deine junge Seele nicht zu betrüben, um alles Häßliche von ihr fernzuhalten, nahm ich zu der Notlüge die Zuflucht, daß deine Mutter gestorben sei, ehe du sie gekannt. — Heute sollst du die Wahrheit erfahren!“

Mit weitgeöffneten Augen starrte der junge Mann den Vater an. „Meine Mutter, die ich wie eine Heilige verehrte, hat ihren Mann und ihr Kind verlassen?“ kam es tonlos und zweifelnd von seinen Lippen.

„So ist es, Eberhard!“ entgegnete der alte Mann und fuhr mit der welken Hand leicht durch das gewellte und noch volle, schlohweiße Haupthaar.

„Wie kam das? — Was trieb meine — Mutter zu diesem Schritt? — Gibt es keine Gründe, die ihr schändliches Vergehen in ein mildes Licht stellen könnten?“

„Nein“, kam es fest und schroff von den Lippen des alten Lehrers.

Einige Minuten herrschte tiefe Stille in dem kleinen, traulichen Raum. Nur die alte Wanduhr tickte ihre eintönige Weise, und der Wintersturm sang sein uraltes Lied von Tod und Verderben.

Dann nahm der alte Mann bedächtig einen Schluck Wein und hub an zu erzählen:

„Als ich deine Mutter kennen lernte, war ich Lehrer in einer Regierungshauptstadt im Westen unseres Vaterlandes. Sie war die Tochter eines mittleren Beamten und von blendender Schönheit. Ich werde dir dann ein Bild zeigen, das sie zu jener Zeit darstellt, als ich sie kennenlernte. Unsere Herzen fanden sich. Nach einem kurzen Brautstande folgte eine stille Hochzeit. Soll ich dir die Freuden unserer jungen Ehe schildern? — Wie zwei sorglose Kinder lebten wir in den Tag hinein, nur uns und unserer Liebe lebend. Auch Frau Sorge blieb uns fern; denn ein Jahr nach meiner Vermählung waren kurz hintereinander meine Eltern gestorben und hatten mir ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Und so war ich auch in den Stand gesetzt, alle Wünsche deiner Mutter aus übergroßer Liebe

zu ihr zu erfüllen; denn sie liebte Schmuck und schöne Kleider, den Tanz, das Theater und rauschende Vergnügungen. Ein Jahr nach unserer Hochzeit wurdest du uns geboren. Der Becher unseres Glückes war uns übergiebig eingegossen. Kann man sich ein schöneres und lieblicheres Bild denken, als wenn die junge Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arm, das sie abgöttisch zu lieben schien, mir an der Thür entgegeneilte, wenn ich aus dem Dienste kam? Nichts schien den Himmel unseres Glückes zu trüben. Um in eine gehobenere Stellung zu kommen, fing ich an, mich auf eine weitere Prüfung vorzubereiten. Zwar konnte ich mich jetzt nicht ausschließlich meinem jungen Weibe widmen, da mich meine Arbeiten stärker in Anspruch nahmen, aber deine Mutter hatte ja dich — ihr — unser Kind. — Und dann kam das Unheil und breitete seine schwarzen Fittiche über unser friedliches Heim aus.“

Der alte Mann hielt sinnend inne und sah zu seinem Sohne hinüber, der den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt hatte.

Er zündete sich eine Zigarre an und blickte den blauen Rauchwölkchen nach, die langsam zur niedrigen Zimmerdecke emporschwebten.

Dann fuhr er fort: „In dem ständigen Theater der Stadt — du warst damals zwei Jahre alt — war zu Beginn der Spielzeit ein junger Schauspieler eingetreten, der bald die Aufmerksamkeit aller Kreise auf sich lenkte. Er spielte nur die ersten Rollen, und ich selbst habe ihn als „Karl Moor“, „Romeo“, „Jaromir“, „Phaon“ auf der Bühne bewundert. Auch deine Mutter wurde eine eifrige Theaterbesucherin und sang das Lob des talentvollen, jungen Mannes in allen Tönen. Weiß ich es, wie es kam — der Schauspieler fand Eingang in unserem Hause und war bald hier täglicher Gast. Nie habe ich es gemerkt, daß zwischen ihm und deiner Mutter ein geheimes Einverständnis bestand. Und als im Frühjahr das Theater seine Pforten schloß und das leichtlebige Bühnenvölkchen in alle Winde hinausflatterte, da war eines Tages auch deine Mutter verschwunden — sie hatte dich und mich verlassen.“

Der Erzähler stand auf und ging an den Schreibtisch, dessen eine Schublade er öffnete und derselben ein kleines Kästchen entnahm.

Der Deckel sprang auf.

Einen vergilbten Zettel reichte er seinem Sohne hin mit den Worten: „Lies, was deine Mutter mir schrieb!“

Eberhard hielt das alte Papier lange in der Hand, ohne einen Blick auf den Inhalt zu werfen.

Endlich laß er mit leiser Stimme: „Ich verlasse dich und unser Kind, um dem Stern meines Glückes zu folgen. Ich bitte dich, keine Schritte zu unternehmen, um mich zur Rückkehr in dein Haus zu bewegen; denn sie würden vergeblich sein. Habe Dank für alle deine Liebe, die du mir entgegengebracht hast! Fluche nicht mir und meinem wohlüberlegten Schritte! Küsse noch einmal unser Kind — ich wage es nicht, mit meinen sündigen Lippen seine reine Anschuldästirn zu berühren! Vergiß mich und lösche auch bei meinem Sohne mein Gedächtnis aus, daß er nicht später seine Mutter verflucht, die treulos Mann und Kind verließ. Sage ihm, ich sei gestorben. Lebe wohl!“ Lange starrte Eberhard auf die inhaltschweren Zeilen, und eine bittere Mannesjahre glänzte in seinem Auge.

Dann gab er dem Vater den vergilbten Zettel zurück mit den Worten: „Hast du nie nach meiner — Mutter geforscht?“

„Höre weiter!“ hub der alte Vater von neuem an. Die Flucht deiner Mutter erregte in der Stadt berechtigtes Aufsehen. Man brachte mir allgemeines Mitgefühl entgegen. — Die Eltern meiner Frau starben kurze Zeit darauf: die unselige That ihrer einzigen Tochter hatte ihnen das Herz gebrochen. Meines Bleibens in der Stadt, in der ich so holdes Glück und maßloses Leid erfahren hatte war nicht mehr lange. Auf meinen Antrag wurde ich in das stille Dörfchen hierher versetzt, wo ich mich ganz deiner Erziehung widmete. Die Schwingen meiner Kraft waren gebrochen — der Ehrgeiz reizte mich nicht mehr, in eine höhere Stellung zu kommen, und so bin ich der einfache Dorfschulmeister geblieben. Die Allheilerin Zeit läßt auch die tiefsten Wunden vernarben, und doch packte mich oft in stillen Stunden die Sehnsucht nach meinem treulosen Weibe. Heimlich forschte ich nach ihrem Aufenthalte, aber alle Bemühungen waren vergebens. Nur das eine habe ich erfahren, daß der, um dessentwillen sie ihr Heim verließ, seine Schritte nach Amerika gelenkt hatte, um im Lande des rollenden Dollars neue Künstlerlorbeeren zu pflücken. Nach Jahren las ich in der Zeitung, daß er bei der Gelegenheit der Rückkehr nach Deutschland auf hoher See ertrunken sei. Eine Spur von deiner Mutter habe ich jedoch nicht entdecken können. Ob sie noch lebt? — Ob sie tot ist? — Verdorben — gestorben? — Wer weiß es!“

Dann entnahm er dem kleinen Kästchen eine Locke blonden Haares mit einem roten Seidenfaden zusammengebunden und reichte dieselbe seinem Sohne hin. „Es ist ein Andenken an unsere selige Brautzeit!“

sagte der alte Mann träumend. „In einer stillen Liebesstunde gab sie mir dieselbe. — Nimm sie, mein Junge, zum Andenken an deine — tote Mutter!“

Sinnend betrachtete Eberhard das weiche Seidenhaar.

Dann fuhr der Vater fort: „Ich habe dir immer gesagt, wenn du mich fragtest, ob ich nicht ein Bild deiner Mutter habe, daß ich keines besäße. Heute will ich dir ihr Bildniß zum Geburtstags-geschenke geben.“

Aus der Tiefe des Kästchens hob er eine kleine, mattgoldene Kapsel, deren Deckel er springen ließ.

Lange betrachtete er das kleine Bild, das ihm entgegensah — dann reichte er es über den Tisch seinem Sohne hin.

Eberhard sah lange auf das süße Mädchenantlitz mit den träumerischen Augen und der Flut goldblonden Haares hin.

Dann führte er dasselbe an seine Lippen und seufzte leise: „Mutter — Mutter — warum verließest du dein Kind? — Zog dich dein Mutterherz nicht zu ihm zurück?“

Und die Tränen rannen ihm unaufhaltsam über die Wangen.

Auch der alte Mann starrte düster und wortlos vor sich hin.

Und plötzlich sprang Eberhard von seinem Stuhle auf und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme: „Hast du nicht eben im Heulen des Windes einen leisen Schrei gehört, Vater? — Sieh dort am Fenster das schreckhafte Gesicht einer alten Frau!“

Und er eilte hin, um in die stürmische Nacht hinauszusehen.

Der Vater ging langsam dem Sohne nach und legte den Arm um dessen Körper.

„Du hast dich getäuscht!“ — Wer sollte zum Fenster hereinschauen bei einem Wetter, wo sich niemand auf die Straße wagt? — Deine aufgeregte Phantasie hat dich geäfft!“

Und er zog sanft den jungen Mann in den Lichtkreis der Lampe zurück.

„Gehe schlafen, Eberhard“, sagte er mit sanfter Stimme. „Bete, wie bei einer lieben Verstorbenen, für das Seelenheil deiner Mutter und denke an die Worte des Heilandes, die dieser von der großen Sünderin Magdalena sprach: „Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat.“

„Du hast recht, Vater, wir wollen schlafen gehen!“

Er nahm die Lampe und beide schritten dem gemeinschaftlichen Schlafzimmer zu. — — —

Durch den eifigen Wintersturm kämpfte müde und schwer eine alte Frau.

Um die vor Kälte zitternden Glieder flogen die zerlumpten Kleidungsstücke.

Der Wind pfiff unter das schmutzige, alte Kopftuch und riß die grauen Haarsträhnen hervor.

Die welcke, runzelige Hand suchte dieselben unter die schützende Hülle zurückzuschieben.

Endlich war es ihr gelungen — sie zog das Kopftuch fester zusammen.

Die erfrorenen Hände brachte sie an den Mund, um sie mit ihrem Hauche zu erwärmen.

Aber immer grimmiger pfiff der rauhe Wind und trieb der einsamen Wanderin die eifigen Schneenadeln in das aufgebunsene Gesicht, in welches die Leidenschaften mit eisernem Griffel ihre Merkzeichen eingegraben hatten.

Und plötzlich griff sie in die Tasche des zerlumpten Rockes und holte eine Flasche hervor, die sie mit zitternder Hand an die Lippen führte.

Wie ein belebender Hauch ging es durch die erstarrten Glieder der Landstreicherin.

Die irren, trüben Augen weiteten sich und erglänzten im Feuer des Rausches.

Leise vor sich hinhinmurmend, schwankte sie den ersten Häusern des Dörfchens zu, das sich jetzt ihren Blicken zeigte.

„Ihr habt es gut — die ihr jetzt am warmen Herde sitzt und nicht durch Schnee und Wind auf der Landstraße zu gehen braucht. — Auch ich habe es einmal so gut gehabt. — — Doch das ist lange her. — Wieviel Jahre? — Was weiß ich, wie lange es her ist? — Das war eine schöne Zeit, wo ich noch mein Bübchen hatte und meinen Mann, den — Schulmeister! — Und dann kam das Schicksal — das mich aus ihrer Mitte trieb. — Beide habe ich heimlich verlassen, um dem Manne über das Meer zu folgen, der meine Liebe hinnahm — achtlos — so wie von vielen anderen. — — Verflucht die Stunde — da ich diesen Schritt tat! — Wie schnell war der kurze Liebestaumel verflogen — da mein Verführer mich mit rauher Hand schlug — mir die höhnischen Worte in das Gesicht schleuderte: „Dirne — Ehebrecherin!“

Und die Landstreicherin ballte die welcke, schmutzige Hand.

Ein neuer Schluck aus der Flasche!

„Auf dem Grunde des Meeres ruht er — ein Graß für die Baie“, murmelt sie, und ein irres Lächeln huscht über das aufgedunsene Gesicht.

„Doch ich war jung — schön — begehrenswert. — Mein Leib zog die Männer an. — Und als dann der Hunger kam — gab ich mich ihnen hin um rotes Gold. — Durch die Stätten der Ausschweifungen — durch die Höhlen des Lasters ging mein Weg. — Aus dem Becher der Leidenschaften habe ich geschlürft, bis die Schönheit verging und das Alter kam. — Vom Wein griff ich zum Bier — zum Schnaps. — Komm, du Herzenströster — du wahrer Freund — der du die Stimme des Gewissens sanft in den Schlaf lullst! — Komm, mein Fläschchen — noch ist ein großer Schluck in dir — komme, rinne hinab du, du wärmendes, flüssiges Feuer — in der nächsten Schenke lasse ich dich wieder füllen!“

Wieder führt die zitternde Hand die Flasche zum Munde.

„Nun bin ich gewandert von Land zu Land — von Ort zu Ort — durch Sturm und Wetter und Sonnenschein — immer auf der Landstraße hin — der großen Mutter der Verstoßenen — der Heimatslosen. — Wo werde ich heute meine müden Glieder ausstrecken? — In einer Scheune? — In einem Stalle? — — Vielleicht gönnen mir mitleidige Menschen ein Plätzchen hinter dem warmen Ofen — auf der bloßen Erde! — — Vielleicht! — Vielleicht!“

Die ersten Häuser des Dorfes sind erreicht.

Die Flasche ist leer, und die Landstreicherin späht nach einem Gasthause aus.

Sie erblickt keine Schenke.

„Am Ende des Dorfes werde ich finden, was ich suche,“ murmelt sie vor sich hin.

Dort winkt durch die kahlen Bäume der Turm des Kirchleins herüber.

Und wie eine Erkenntnis kommt es durch den irren Sinn der Betrunknen. „Dort ist die Kirche — da muß auch das Schulhaus in der Nähe sein,“ lallt sie schwer.

„Dort muß er ja wohnen — den ich einst betrog. — In meiner Vaterstadt habe ich es erfahren, daß er hier lebt seit meiner Flucht — seit vielen, vielen Jahren. — Wie lange ist es her? — Neunzehn Jahre! — Und Eberhard — mein Kind? — ob es bei ihm ist? — Was mag aus ihm geworden sein?“

Und weiter torkelt das Weib.

Unruhig schlägt das matte Herz.

Da — das kleine Haus ist gewiß die Schule. Über der Tür ragt das Holzkreuz empor.

Im Zimmer zur ebenen Erde brennt die Lampe — es scheint der Wohnraum zu sein.

Leise schleicht die Landstreicherin durch das Vorgärtchen, um durch das Fenster zu sehen.

Von Ferne will sie, die Ausgestoßene, noch einmal den erblicken, den sie um sein Lebensglück betrogen — nur einen kurzen Augenblick, um dann wieder fortzuwandern auf der Landstraße, weit weg von dem Paradiese, dessen Pforte sie sich selbst verschlossen hat.

Nun späht sie hinein in das erleuchtete Zimmer.

Da sitzt der weißhaarige Mann und ihm gegenüber der schlanke Jüngling — ihr Kind.

Ja, das muß ihr Sohn sein — ihr Eberhard.

Und auf dem Tische steht eine Flasche Wein.

Dann zuckt plötzlich ein lichter Gedanke durch das geschwächte Gehirn: Heute ist ja der Geburtstag ihres Kindes. — Neunzehn Jahre und zwei Jahre. — Ihr Sohn hat heute sein einundzwanzigstes Lebensjahr vollendet.

Doch was mag er sein?

Ob er Schulmeister ist wie sein Vater?

Nein! — drüben an der Wand hängt die bunte Mütze und das dreifarbige Band. — Er ist Student.

Wie schön und männlich ihr Junge aussieht!

Und der alte Mann ihm gegenüber mit dem ernststen Gesicht und dem schlohweißen Haar!

„Meine Schuld — meine Schuld!“ flüstern die zitternden Lippen.

Da entnimmt der Greis einem Kästchen, daß vor ihm steht, eine Locke und reicht sie über dem Tisch dem Sohne hin, die dieser lange betrachtet.

Sie kennt die blonden Haarsträhnen — sie gab sie ihm einst selbst, dem Geliebten, in einer Stunde seliger und reiner Liebe.

Ob sie hinein geht in das Zimmer und reuevoll spricht: „Da bin ich — dein Weib — deine Mutter!“

Nein, nein!

Sie will nicht den Frieden des kleinen Hauses stören.

Sie ist ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft — gehört nicht hinein zu ihnen — sie — die Landstreicherin — die pflicht-vergessene Mutter.

Und dann weiten sich fieberhaft ihre Augen.

Der Vater reicht dem Sohne die goldene Kapsel mit ihrem Bilde.

Sie hält den Atem an.

Was wird ihr Sohn tun?

Ob er weiß, daß seine Mutter noch lebt?

Nein, es ist unmöglich; denn ihre Lebensspur ist verwischt. —

Man wird sie nicht auf der Landstraße suchen.

Da — — drückt ihr Sohn das kleine Bild an seine Lippen.

Nun weiß sie es: Er hat zum erstenmale das Bild seiner Mutter gesehen. Jetzt in dieser Stunde hat er ihren Fehltritt erfahren. — Er flucht ihr nicht — denkt vielleicht an sie, wie an eine längst Verstorbene.

Ein Freudenschrei entfährt ihrem Munde.

Da tritt Eberhard schnellen Schrittes an das Fenster, um in den Winterabend hinauszuspähen.

Hat er ihren Schrei gehört?

Schnell bückt sie sich und schmiegt sich an die kalte Mauer an, um nicht gesehen zu werden.

Nur jetzt nicht entdeckt werden!

Sitternd vor Frost steht sie einige bange Minuten an der eisigen Hauswand.

Dann hört sie undeutliche Stimmen — das Licht verschwindet — das Zimmer liegt in dichter Finsternis vor ihr.

Langsam richtet sie sich endlich empor und schleicht müden Schrittes durch das Vorgärtchen auf die Landstraße zurück.

Ein Glückslächeln liegt auf ihrem Gesicht, und der welcke Mund flüstert immer wieder: „Man hat mir vergeben! — Man hat mir vergeben!“ — —

Am nächsten Morgen fand man die Landstreicherin als Leiche vor dem Dorfe. Sie war in einer Schneewehe stecken geblieben und erfroren.

Bei der Toten suchte man vergebens Ausweisepapiere, die irgend einen Anhalt über ihre Persönlichkeit geben konnten.

Und während Eberhard vom Vaterhause Abschied nahm, begrub man still an der Kirchhofsmauer die unbekannte Landstreicherin. — — —



Lose Blätter.

Neun Kriegsgedichte.

Den Schülern im Felde!

Von P. Alfred Wlotzka, S. V. D.

Ihr glühtet vor mir mit den heißen Wangen,
aufquellende Knospen in Lenzes Prangen!
Blicklickenden Auges, fast jungfrauenempfindlich,
doch männerstolz mutig auch, stark, unergründlich.
Die Blutnelkenlippen, zartflaumig bestanden,
zornzuckend gen Unrecht; so feurig zum Abnden,
die Ablergedanken der lichtreinen Stirnen
getaucht in der Zukunft unendliche Firnen.
Ihr selber die Zukunft! Glücksehnsuchtdurchdrungen!
Ein Engelgeschlecht! Deutsche herrliche Jungen!

Ihr glühtet vor mir mit den heißen Wangen,
wenn Dichtern und Helden wir nachgegangen;
wenn heißer das Herz in mir selber geschlagen
und heiliger eures bei Ewigkeitsfragen.
Oft bebt' ich und betete — Gott, der es zählte! —
wenn mich der Gedanke, der marternde, quälte:
O schwer ist's, die Lieblinge Gottes zu leiten,
und furchtbar doch leicht, in den Abgrund zu gleiten!
Es lehrte der Letzte mich, liebebezwungen,
viel mehr als ich euch, deutsche herrliche Jungen!

Ihr glühtet vor mir mit den heißen Wangen — —
seid nun in die Schule des Herrgotts gegangen;
es weist euch im Anschauungsweltunterrichte
höchsteigen „der Wissende“ — Heldengeschichte.
Die Besten, nach kurzernstem Kriegsschulgebrause,
berief Er zur ewigen Ferienpause.
Ihr andern, bleibt Helden mir bis zu dem Amen,
das Ziel kennt ihr — Vorzugszensur im Examen!
Mein Glückwunsch hat täglich zu euch sich geschwungen:
Benedicat vos Deus! — — Ihr herrlichen Jungen!



Im Lazarettzug.

Von P. Alfred Wlozka, S. V. D.

Lange, kreuzgeschmückte Wagen Lorbeer kann die Stirn entbehren,
rollen durch die Lande sacht, die gekrönt vom Lebensnaß;
stolz, gar liebe Last zu tragen, Perlendiadem der Ehren —
selt'ne, kostbar edle Fracht. jeder ein Leonidas!

Tragen manche Ehrenzeichen,
Silber, Gold, zumindest Erz,
doch ein Orden ohnegleichen:
blutbesprengt vom eignen Herz!

Bleiche, stille Dulderseelen,
wenn das Land im Lenz noch prangt,
— o, ich will es nicht verhehlen —
daß es dies nur euch verdankt! — —

Schweigt mir von den alten Selben,
den von Rom und von Athen!
Edlereß weiß ich zu melden,
Größereß hab ich gesehn!



Bei Langemark.

Von Paul Grabowski.

Verglast und blutig glimmt das frühe Licht
und nasse Gräser spiegeln's glitzernd wieder,
als klebten sie von Blut . . . Wen mäht er nieder,
der Tod, der fahl entlang den Graben kriecht?

Rings bersten die Granaten . . Schlag auf Schlag . . .
Gott! Heimat! Eltern . . . Die Gedanken jagen,
die Augen flackern . . . Wann wird's mich zerschlagen? . . .
Viel bleiche Stirnen küßt der junge Tag.

Kühl streicht der Morgenwind . . . Die Stund ist da!
Um blanke Waffen spielt der Sonnenglast . . .
Die Hörner gellen Sturm, die Trommel rast . . .
„Sprung auf, marsch, marsch! Was fällt, das fällt! Hurra!“

Und vorwärts brandet die lebend'ge Welle . . .
Die Lungen keuchen schwer, die Fäuste krallen
sich um den Schaft . . . Was ist das für ein Schallen
die Reih'n entlang? Ein Klang so sieghaft helle?

„Deutschland, Deutschland über alles . . .
Über alles in der Welt . . .
Wenn es stets zum Schutz und Truze . . .
Brüderlich zusammenhält . . .“

Seið zuckt's durchs Herz . . . das Lied! . . . Und tropft's auch rot, —
nur vorwärts! Trotz der schrillen Todeschreie . . .
Wißt: Deutschlands Jugend steht in blut'ger Weihe,
wild jauchzend stürzt sie sich in Kampf und Tod!

Kolonnen.

(Nachtbild).

Von Paul Grabowski.

Geborst'ne Mauern starren in die Nacht;
vom Himmel weint ein leiser, feiner Regen . . .
Kolonnen rattern auf zerfahr'nen Wegen,
die Säule keuchen, — ferne dröhnt die Schlacht.

Wie graue Schemen geistert es vorbei,
bald hat das Dunkel Mann und Roß verschluckt; —
und zwischen Trümmern lauert scheu geduckt
das Grausen wie ein steingeword'ner Schrei!

Des Kriegers Sehnsucht.

Von Johannes Bujara.

Ich grüße euch: dich, grünen Oderstrand,
das Hüttlein dran, wo meine Wiege stand,
der Vöglein schmetternd Sang in Feld und Au,
der Blümlein duft'ge Pracht, — das Himmelsblau!
ich grüße euch: der Felder grüne Matten,
den Wiesenhang, — der Wälder lausch'ge Schatten!
ich schaue — wie verzückt — der Heimat sonn'ge Höh'n.

Wie war das schön!

Und an mein Ohr drang einst — manch herzig Laut.
— Ich liebte dich, du Heimat, süß und traut;
doch war die Liebe matt, zu schwach dein Licht,
jetzt — leuchtest du mir auf im Traumgesicht.
— Ich frag': „Was macht dich heute mir so teuer?“
Die Sehnsucht ist's — ein heimlich lodernnd Feuer;
— ein still Erinnern geht — durch kriegsgewohnte Brust. —

Hätt's kaum gewußt.

Kaiser Franz Joseph †.

Von Johannes Bujara.

Vom Stephansdome klagen dumpf und schwer
der Trauer schmerzgeschwellte Glockentöne;
denn Habsburgs großer Kaiser ist nicht mehr.
— Es weinen Fürsten, schluchzen Osterreichs Söhne
um jenes edle, vielgeprüfte Leben,
— der Himmelssonne ähnlich — vom Gewölk umgeben.

Du littest viel; — so mancher Unglückssturm
hat schicksalschwer am Lebensbaum geschüttelt,
doch du bliebst stark — ein festgefügt'er Turm,
an dem die Windesbraut vergeblich rüttelt.
— So standst du da — in deinen langen Jahren;
das haben alle wir mit Stolz an dir erfahren.

Uns warst du mehr; die mit vereinter Kraft
zusammenhielten in den schwersten Tagen,
wir wissen nun, was Bundestreue' geschafft,
was Osterreichs Waffen in den Schlachten schlagen.
— Drum schaun wir heut' an Habsburgs stillem Throne
mit Tränenblick hinauf . . . zur schwarzumflorten Krone.

Ein Stück der Weltgeschichte sinkt mit dir hinab,
ein Heldenherz hat aufgehört zu schlagen.
— Wir legen trauernd auf dein frisches Grab,
die wir dein edles Bild im Herzen tragen,
der Immortellen ewig grüne Reiser
für Habsburgs teure Perle, unsern Bundeskaiser.

Kriegsherbst.

Von Richard Schöder.

Der wilde Wein will brennend rot sich färben,
der Herbst liegt dämmernd über Wald und Flur.
Die Ästern neigen schon ihr Haupt zum Sterben,
an ihrem Sterbekleid webt die Natur.

Den Duft der letzten Rosen laßt uns trinken,
der traumhaft durch die stillen Gärten zieht!
Der Wald läßt müd die bunten Blätter sinken,
in seinen Tiefen stirbt ein letztes Lied.

Wie mild ist das Vergehen und Entfärben,
das träumensmüde Sinken in die Nacht.
Ach, grauf'ger müssen uns're Brüder sterben,
zerseht, zerrissen in der blut'gen Schlacht!

Trommlerlied.

Von Robert Friel.

Mein Liebster steht als Musikant
seit vierzehn schon in Feindesland.
Für Reich und Kaiser tromm die tromm
rührt er die Trommel brav und fromm.

Ich las es jüngst in einem Blatt,
daß auch ein Trommler Arbeit hat.
Wie mancher hat in schwerer Schlacht
das Bataillon zum Sturm gebracht!

Hat hart gekämpft für Deutschlands Ehr
mit Bajonett und Schießgewehr!
Wie mancher deckt' zur letzten Ruh
den toten Kameraden zu!

Mein Schatz tut alles mit Gefühl.
Sein Trommeln ist wie Saitenspiel,
das bis zur Heimat klingt so fein
von tausend schönen Melodei'n.

Und kām' er mir auf Urlaub her,
das Herz wird mir so leicht, so schwer.
Er aber spräch': „Sei guten Mut's!
Ich trommle auch zu deinem Schuß.

Zwar war die Not in Polen groß,
in Flandern war der Teufel los,
bei dir allein, liebe Marie,
läßt's leben sich, trarum trari.

Trarum, trari, tromm tromm di tromm,
wenn ich auf Urlaub w i e d e r komm',
wird, ob der Krieg noch lange geht,
Hochzeit gemacht, wie's liegt und steht.“

Mein Schuß ist schon ein neck'scher Christ. —
Wie aber, wenn's nun anders ist?
O Gott, mir dreht das Herz sich um,
schirm' ihn dein Schild, trari trarum!

Schirm' ihn dein Schwert, schirm ihn dein Licht!
Mit deinem Segen fällt er nicht.
Daß seine Trommel bis zum End'
den Takt schlägt seinem Regiment!

Und kehrt er wirklich dann nach Haus,
dann lach ich mir das Herze aus,
mein Trommelsmann ist doch ein Held,
es gibt nur einen auf der Welt.

Mutter und Sohn.

Von Otto Schmidten.

Uba, wu de Sterne leuchten,
hängt der Bullmond rund und schien;
jeden Abend guckt a runter,
wie bei uns de Sachen stieh'n.

Unda, wu de Menschen haufen,
stieht 'ne Mutter, alt und krumm;
jeden Abend, wenn se betet,
guckt se sich naach'm Monde um:

„Guder Mond, du hußt geleuchtet,
wie mei Franzel traot eis Glied;
guder Mond, du könnt'st mersch melden,
wu a jeze stieht und gieht:

Wie a noch als kleiner Junge
maonchmaol mir uf'm Norme saof,
hot a uft naach dir geangelt;
dich zu sah'n, daos macht'm Spaof.

Wie a um de 20 Jaohre
und schun gruß und kräftig waor,
hot a gern naach dir geplinselst,
wenn de schienst so hell und klaor.

„Mutter', schrie a, „ao dich den' ich,
wenn ich sah a Mondenschein;
guder Mond, du könnt'st mersch melden,
wu ijs mag mei Franzel sein!“ —

Und der Mond, der blaosse Schweiger,
leuchtet still uf sie heraob,
leuchtet still eim fernen Flandern,
uf a schmaoles Heldengraob;

leuchtet hell, als möcht a fogen:
„Uba, wu de Sterne stieh'n,
wu de Liebe Gottes leuchtet,
gibt's a frohes Wiederseh'n!“



Heraufziehendes Gewitter. Federzeichnung von Richard Schöder in Breslau.
Kunstdruckbeilage zum Schleschen Wusenalmanach 2. Band (III. Jahrgang 1917).

Schlage, mein Schwert, schlag fest, wenn's not!

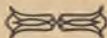
Neue Gedichte zum Weltkriege von Anton Köhler-Waldheim.

Verheißung.

Die Zeit ist hart, mit Eisenstiefeln stampft
sie über Feld, das heiß von Blute dampft,
und Hand in Hand hingeht mit ihr die Not
durch Lande, die von Flammen grell durchloht.

Zertreten ist der fleiß'gen Arbeit Saat,
nur Tod rundum hält seine reiche Mahd,
und drüber hin rauscht angsterfülltes Graun
aus Wäldern, die Dämonen wild zerhaun.

Vernichtung rings — doch irgend wo zum Licht
ein Halmchen schon durch ries'ge Schollen bricht,
ein Grilchen geigt und vom zerrissnen Rain
ein Blütenglöckchen nickt, als läut' es Frieden ein.



Ich muß nach Wälschland reiten . . .

Ich muß nach Wälschland reiten,	Mußt drum nicht traurig werden
mein blondes Mägdelein,	mein blondes Mägdelein,
soll dort 'gen Feinde streiten	im Himmel wie auf Erden —
die wollen unsern Rhein;	du bist auf ewig mein,
ihn will der Kaiser schirmen,	des Kaisers ist mein Leben,
drum wenn die Feinde stürmen,	muß ich's ihm morgen geben,
so schlag ich wacker drein.	so kann's nicht anders sein.

Doch ist der Feind geschlagen,
mein blondes Mägdelein,
will auf der Brust ich tragen
ein eisern Kreuzelein.
Als Sieger kehrt der Kaiser,
ihm reiche Lorbeerreifer —
dein Herz mir ganz allein.



Reiterlied.

Ich bin ein junger Reitersmann
mit blanken, braunen Augen,
und rotem Mund
so recht zum Küssesaugen,
doch auch zum Bechern dann und wann, —
ei ja — doch wenn der König ruft,
dann sitz ich flink zu Pferde —
der Säbel klirrt, die Lanze blüht,
mein Brauner stampft die Erde.

Lieb heut auf Gottes weiter Welt
nichts so doch wie mein Mädel,
und morgen schon
wird wohl manch' Russenschädel
von meinem Säbel gut zerspellt, —
ei ja — bald geht's auf Rot und Tod —
ich reite gegen Osten,
dort soll die kecke Reiterfaust
der Russe satt verkosten.

Ich reite wohl ums Morgenrot
mit tausend Kameraden,
ins Kampfgewühl,
und wenn aus blut'gen Schwaden
mich grinsend Not und Tod umloht, —
ei ja — so denk an Rüsse ich,
an Wein und wacker Zechen,
das Säbeln geht viel leichter so
und auch das Lanzenstechen.

Doch ist der harte Strauß vorbei
und aus das blut'ge Streiten,
dann aus dem Feld
will ich nachhause reiten,
und will, als Sieger, stolz und frei, —
ei ja — zuerst zum Mädel hin,
— will küssen es und freien —
zum Schenken dann, wo alter Wein
mich neuer Zeit soll weihen.



Lenznacht.

Die düsteschwere Maiennacht Der Buchenhain, er atmet schwer,
 webt traumdurchwirkte Wolkenschleier, die zartbelaubten Wipfel neigen
 viel hundert Märchen sind erwacht, und wiegen sich im blauen Meer,
 die raunen leis und schreiten sacht leis wogt ein Klingen drüber her,
 zur selig-süßen Liebesfeier. Frau Nachigall, die führt den Reigen.

Viel tausend Sterne lächeln d'rein
 und funkeln reichen Gottessegen,
 doch fern — wo auf zerstampftem Rain,
 versickert Blut wie roter Wein,
 und Grauen schleicht auf stummen Wegen.



Winterabend.

Träumend bei der Lampe Schimmer
 sitze ich im warmen Zimmer,
 Sturmwind rast um Tür und Pfosten.
 Warm wird mich mein Heim behüten —
 irgend wo im Sturmeswüthen
 Jungblut steht auf scharfem Posten.

Steht und wehrt der Feinde Ziele.
 Hingestreckt auf weichem Pfühle
 lausch dem Toben ich der Winde.
 Krachend fällt vom Dach ein Scherben —
 muß ein Kämpfer jetzt wo sterben?
 Herr, sei gnädig meinem Kinde!



Meine Kriegsgänse.

Von Heinrich Wilhelm Wirbicky.

Was ich hier erzähle, ist nicht erdichtet. Ich dichte überhaupt nicht, schreibe vielmehr nur das nieder, was ich erlebt, also gesehen, gehört, gefühlt und dann seelisch verarbeitet habe. Meine Seele ist ein Photographenapparat, das Leben der aufzunehmende Gegenstand. Das kann schließlich jeder. Doch gelingt den meisten in den seltensten Fällen eine richtige Aufnahme. Ihr Apparat hat entweder eine zu schwache oder gar keine Linse.

Wo sie weinen sollen, da schämen sie sich. Wo sie lachen sollen, da fehlt ihnen der Ernst. Im Traurigen verzweifeln sie. Gute Tage können sie nicht entbehren. Im Kleinen sind sie nicht groß. Im Großen wachsen sie noch höher. So malen unsere Dichter von Alltags Gnaden. Soll ich auch dichten, lügen, zeichnen, wie das Leben nicht ist? Nein, lieber nicht! Ich will die Wahrheit sprechen, mich hier auf Erden zurechtzufinden suchen, — nichts erdichten.

Wie das soeben Gesagte zu der nachfolgenden Geschichte paßt, sollt ihr selbst sehen. Und nun Schluß! Jetzt beginne ich.

Von Kriegsgänsen erzähle ich hier. Wohl gemerkt — von meinen Kriegsgänsen! Im Jahre 1916 am 12. August — das Jahr und den Tag werde ich in meinem Leben nicht vergessen — habe ich sie käuflich erworben. War das ein prächtiger Tag! So schön hatte die Sonne bald lange nicht mehr geschienen. Regentage habe ich gewiß auch sehr gern. Wenn die Gräslein und Blüten vor Durst bald sterben, warum soll ich da schimpfen, daß vom Himmel dann endlose Wassermassen herniederstürzen. Da mache ich mir es daheim gemütlich, schare Weib und Kinder um mich und freue mich, daß sie leben und gedeihen. Wenn aber vom blauen Himmel die Sonne warm lächelt, dann muß ich hinaus. Also war es auch am 12. August 1916. Fort wollte ich, weit, weit, dem lieben Gott auf blumiger Au, im herrlichen Tann einen Besuch abstaten.

„Mann, du willst fort? Wenn du weit aufs Land fährst, dann, bitte, denk an die Gänse, die du schon lange ins Haus bringen sollst.“ Reisefertig — höre ich die freundlichen Worte meines Weibes in meinem Ohre klingen. Ich blicke in ihre treuen Augen. Ich will

ihr entgegen, will ihr sieben Gründe namhaft machen, die gegen eine Verwirklichung ihres Wunsches sprechen. Ich will ihr sagen, daß ich allein nicht imstande bin, mehrere Gänse vom Lande in die Stadt zu bringen. Ich will ihr klar machen, daß, falls sich jemand bereit erklärte, mir zu helfen, dieser vorläufig unbekannte Jemand nichts umsonst machen würde und so die Gänse bedeutend teurer kämen. Ich will sie erinnern, daß Nachbar H. und Nachbarin N. auch bereits eine solche Exkursion mit negativem Erfolge unternommen haben. Ich will sie darauf aufmerksam machen, daß es unstatthaft ist, aus einem anderen Kreise Lebensmittel auszuführen. Ich will ihr mitteilen, daß es uns an den nötigen Stallungen mangelt. Ich will sie fragen, woher sie das so knappe Futter hernehmen will. Ich will ihr eingestehen, daß ich noch nie Gänse gekauft habe. Aber dazu komme ich gar nicht.

„Du hast schon manche Hindernisse genommen und wirst als Mann auch paar dumme Gänse zwingen. Also bitte! Und welch großen Gefallen du dir selbst, mir und deinen Kleinen in der jetzt fast fleischlosen Zeit erweist, wirst du erst ermessen, wenn du die knusprige Gans auf der Schüssel dampfen sehen wirst. Ein Gänselein überdies ziehst du allem Idealismus vor. Los!“

Sie lachte so herzlich, wie sie im Leben selten gelacht, drückte mir einen festen Kuß auf den Mund, gab mir dann meinen kleinen Jungen auf den Arm, auf daß ich ihm auch einen Abschiedskuß auf seine roten Wäddchen drücke.

Wie konnte ich da noch widersprechen? Nun konnte ich fort, aber nicht als Naturschwärmer, als Ferienbummler. Schnell ist das nötige Reisezeug zurechtgelegt: ein fester Stecken mit spitzer Stahlzwinge, ein großer in Papier gewickelter Sack, ein Mantel — wozu ich letzteren in der großen Augusthitze mitnahm, weiß ich heut noch nicht — und die Hauptsache — ein Hundertmarkschein.

Hinter mir schloß sich die Thür meiner Wohnung. Vom Balkon Rußhände, Winken, Rufen. — — —

Ich zog los — ins Angewisse.

Wo liegt der Ort, in dem ich Gänse erhalten kann? Wie heißt der Bauer, der dort schon darauf zappelt, in kriegsschwerer Zeit sein bißchen Vieh billig loszuwerden? Ich sinne lange nach. Da schreckt mich furchtbares Gefauch, Gestampf aus meinen Träumen.

Ich bin am Beuthener Bahnhof. Ein Zug braust herein. Die Signalglocke ertönt. An der Wand leuchten die Worte „Tarnowitz—Lubliniz—Breslau“ auf. Blichschnell überlege und handle ich.

Wenn ich ohne Familie fahre, mache ich gern Studien und setze mich deshalb, soweit dies möglich ist, in eine vierte Klasse. Man fährt daselbst zu gewisser Zeit ganz bequem. Und ein ungewohntes Gespräch mit einem Marktweiblein, einem alten Invaliden, einem von moderner Kultur noch unbelegten Naturkinde bietet einem Dichter — o Verzeihung! ich bin ja keiner und will auch keiner sein — interessante Richtlinien.

Durch Wiesen, Felder und Wälder, Dörfer und Städte geht der Zug. Wie immer. Anderswo kann er ja nicht auf dem Planeten Erde fahren. Und obwohl ich zum hundertsten oder tausendsten Male in der Eisenbahn fahre, schaue ich hinaus, wie wenn ich Wälder, Wiesen und Felder zum ersten Male sähe. Gewiß! Zum ersten Male nicht. Aber zum letzten Male kann es sein. Weiß ich denn, ob ich noch morgen lebe? Na, an den Tod zu denken, macht keinen Spaß. — — —

Ich schaue hinaus, ich staune die Wälder, die Wiesen, die Felder an. Ich freue mich. Mein Herz hüpfst.

O, wie schön seid ihr! Das ist Oberschlesien, meine Heimat. Wie endlos die Ebene! Wie ein goldenes Meer unabsehbar wogt die reisende Frucht. Hinterm Horizont — weit, weit weg — hundert und noch mehr Meilen rast die blutige Schlacht. Gottlob! Der Russe ist vertrieben. Er kommt nicht mehr. Vor zwei Jahren war er hier. Da rauschte ebenso das goldene Getreide. Zerstampfen wollte er es. Gerettet ist der heilige Boden meiner Heimat. Deshalb freue ich mich.

Meinem Mitreisenden hinter mir muß mein stilles Beschauen nicht angenehm sein. Er möchte gern eine Unterhaltung anknüpfen und bittet um Feuer, meine Schulter sanft von hinten berührend.

„Ach, ein Feldgrauer! — — — Recht gern!“

Er macht mir auf seiner Bank Platz, fragt mich in gebrochenem Deutsch, ob ich polnisch sprechen könne. Ich erkläre ihm, wohl etwas zu verstehen, aber keine rechte Unterhaltung zu führen. „Lieber in deutscher Sprache, Kamerad!“ breche ich ab.

„Ach! Kamerad? — — Wo?“ Mein Nachbar wird zutraulich. Ich verstehe, was er will. Ihm aber erst lange zu erklären, daß ich keinen Feldzug mitgemacht habe, daß mich das Schicksal

gnädig oder — von gut vaterländischem Standpunkte aus — ungnädig behandelt habe, indem es mich zum Nichtsoldaten machte, erachte ich als zuweit führend.

Ich bin aus meinen Betrachtungen zur Wirklichkeit wieder zurückgekehrt und denke an den Zweck meiner Reise.

„Kamerad, ich werde Ihnen nachher alles erzählen, zunächst aber will ich wissen, wohin Sie fahren,“ fertige ich ihn freundlich ab.

Er steht mir Rede. „Nach Lublinis. O dort ist schnell! Kenn Sie auch dort fahren mit mir!“

„Na, na, lieber Nachbar, das ist nicht so einfach. Hauptsache, ich bekomme dort das, was ich will.“

„Komm Sie von Beuthen? Ja?“

„Na ruhig, lieber Nachbar! Rauchen Sie mal erst eine Zigarre!“ weiche ich aus. Ich gebe nicht allzusehnell meine Visitenkarte. „Ich möchte gern Gänse kaufen. Wenn es in Lublinis welche gibt, dann steige ich dort aus. Ich habe zwar eine Karte bis Kreuzburg. Das schadet schließlich nichts.“

Er versichert mir, daß ich in Lublinis sicher Gänse kaufen könnte. Besser wäre es aber noch, ich führe mit ihm auf ein Dorf zu seiner Schwester. Sein Schwager warte mit Pferd und Wagen auf dem Bahnhofe. Es wäre da die beste Gelegenheit mitzufahren. Auch Eier, Fleisch ohne Marken hätte es dort. Dem Rutscher, seinem Schwager, brauchte ich nur ein Glas Bier zu geben, dann nehme er mich gern mit. Er erzählte lange, umständlich, aber ausführlich. Schließlich wollte er sich vergewissern, welchem Stande ich angehörte. Auf mein Schweigen — was hätte sich der Mann vom Lande unter einem Redakteur des Schlesischen Musenalmanachs, unter einem Schriftsteller vorgestellt? — platzte er heraus: „Viehhändler, nicht?“

(Meine verehrten Leser möchte ich hier in Parenthese aufmerksam machen, daß ich über dieses Prädikat nicht sehr erbaut war. Ich habe sofort meine Photographie zu einem berühmten Physiognomisten zur diesbezüglichen Äußerung geschickt. Die Antwort lautete: „Keine Rede davon! Viehhändler niemals, aber Schaumweinreisender!“ — Das war ebenso verrückt und hat mich entsetzlich empört, wenngleich ich Schaumwein sehr gern schlürfe.)

Also Viehhändler bin ich nicht und wollte ich nicht sein. Mit einem ziemlich scharfen „Nein!“ schüchterte ich des Feldgrauen Rede ein.

„Lubliniz aussteigen!“ riefen die Schaffner, und das war mir willkommen. Ich folgte dem Feldgrauen, der, wie ich jetzt sah, ein Kriegsinvalide war. Er humpelte langsam vorwärts, begrüßte seinen wartenden Schwager, einen kleinen Besitzer, der sein Pferd tiefer in der Stadt in einem Gasthose eingestellt hatte. Ich ließ beide voran gehen. Redlich Zeit hatte ich, die Kreisstadt Lubliniz zu betrachten.

„Lubliniz! Dort sagen die Füchse gut Nacht!“ sprechen die Bewohner der großen obererschlesischen Industriestädte, die von Lubliniz so etwas läuten gehört, es selbst aber noch nicht gesehen haben. Ich bin kein Lokalpatriot, ich interessiere mich für Lubliniz ebenso wie für Breslau oder Riesaerstädtel. Ich bin hierin Neutraler. Mein Urteil wird also wohl etwas zuständig sein. Wieviel Einwohner Lubliniz hat, weiß ich nicht. Erkundigt habe ich mich nicht; denn ich habe ein schlechtes Zahlengedächtnis. Müßte ich schließlich die Einwohnerzahl jedes einzelnen Ortes behalten. Was ich aber weiß und nie vergessen werde, ist das, daß Lubliniz nicht groß und nicht klein ist. So eine richtige Landstadt. Ragenköpfe zieren die winkligen Straßen, und das paßt zu den Häuschen mit den Giebelbächern, zu den Kirchen mit den Zwiebeltürmen ganz gut, besser als Asphalt-pflaster. Wenn die Jäger dort durch die Straßen reiten, weckt das Hufeklappern die sonst stille Stadt aus ihren Träumen auf. Manch schmucke Lublinizerin zeigt sich da vor den Toren und wirft ihnen ein freundliches „Wiedersehen!“ zu.

Schön grün ist es in und um Lubliniz. So schön wie in der Sommerfrische. Wenn ich dort wohnte, ich würde im Sommer nicht Geld für weite Sommerfrischen ausgeben. Jetzt im Kriege ist es ja überall stiller.

Also fand ich Lubliniz weniger belebt, als es sonst sein mag. Um Markte standen noch etliche Fuhren mit mageren, kleinen Pferden. Im Kretscham — wie er heißt, habe ich vergessen — warteten die Bauern auf die Bäuerinnen, die noch Einkäufe bei den Kaufleuten besorgten.

„Hier können wir bissel warten!“

Der Feldgrau und sein Schwager lassen mich in die Gaststube treten.

Ich weiß es: Umsonst ist nicht einmal der Tod. Da muß man für das Sterben dem Arzte noch hohe Rechnungen bezahlen — — —

Willst du in dieser schweren Zeit deinem Leibe einen leckeren Bissen verschaffen, dann laß es dich was kosten!

„Trinken Sie, meine Herren!“

Echte Rechte-Oder-Ufer-Oberschlesier, lassen sie sich nicht zweimal bitten. Und da ich so freigebig scheine, gesellen sich an meinen Tisch andere. Anfangs schüchtern, sitzen sie aber doch, kaum daß ich mich umdrehe, bald fest. Der seiften Wirtin ist es gleich, wer bezahlt. Hauptsache: sie schenkt viel ein. Mir kommt die Sache bald nicht geheuer vor. Bereits die dritte Runde trägt sie auf.

„Da hätten Sie, Herr, $8 \times 30 = 2,40 \times 3 = 7,20 \text{ M}$, Zigarren $8 \times 20 = 1,60 \text{ M}$ — — — also $8,80 \text{ M}$ zu bezahlen!“

Laut lachend fahre ich auf: „So? — Wer hat Ihnen denn das erzählt?“

„Nu, ich denke, Sie wollten bei den Leuten Gänse kaufen?“

Ehe ich antworten kann, fällt mein Feldgrauer ein:

„Herr Kamerad, Schwager hat keine Gänse. Besser fahren Sie hier mit Herrn Szczendzina nach Wiersbie!“

„Wo ist Herr Szczendzina? — — — Haben Sie Gänse?“

„Nie — — —“

„Schluß!“ brülle ich die Gesellschaft an. Ich weiß, was die Glocke geschlagen hat. Bauernfänger — diese Tölpel!

„Was ich getrunken habe, zahle ich. Was diese verzehrt haben, mögen sie selbst bezahlen.“

Die Wirtin will sich darauf nicht einlassen. Ich fertige sie aber kurz ab: „Hier 90 Pfennig für 3 Glas Bier. Und für diese Zigarre verlangen Sie 20 Pfennig? Ich sage Ihnen, daß diese Leute im Leben noch nicht eine Zigarre in dieser Preislage geraucht haben. Glauben Sie, daß wir Städter so dumm sind?“

Um keinen Streit heraufzubeschwören, zahlte ich auch diese 20 Pfennig und ging hinaus. — — — — —

Auf staubiger Straße ein einsamer Wanderer! Sollte ich zürnen, wegen paar absonderlicher Gefellen gleich Stadt, Land und Volk verurteilen? War jenes kleine Erlebnis nicht wieder etwas von dem, was man Lebensschule nennt? Ich war schlauer geworden und schwur mir, niemandem zu trauen. Und doch mußte ich mir sagen, daß das nicht gut ging; denn alle Menschen sind ja nicht verschlagen. Es gibt ja noch genug harmlose Menschen, denen man gewiß trauen kann. — Links und rechts weite Felder, teils kahl, teils bestanden.

Prächtig ist die Ernte. Immer weiter schreite ich. Lublinis ist in der Ferne verschwunden. Heiß brennt die Mittagssonne auf mein Haupt. Ich kann nicht mehr gehen.

„Haben Sie noch Platz auf Ihrem Wagen?“ halte ich ein vorbeifahrendes Bäuerlein an.

Keine Antwort. Nur der Wagen hält. Paar Marktweiblein rücken in der Ecke zusammen.

Ich setze mich auf eine Kiste in der anderen Wagenecke.

Hinter mir ist noch ein Reisegast. Dem sehe ich von weitem den geborenen Viehhändler an. Selbstverständlich frage ich sofort wegen der Gänse. Da wird dem Viehhändler sofort der Mund locker.

„Kommen Sie mit mir!“ spricht er. In der Ferne grüßt der St. Annaberg über weite grüne Wälder hinweg. Der Mann läßt mir keine Ruhe. Ich folge ihm. Ein Dorf. Noch ein zweites. Schweigend ziehe ich an seiner Seite.

„Warten Sie hier!“ Er bestellt und zahlt für mich im einzigen Gasthause des Dorfes. Das macht mich stutzig. Ich werde unruhig. Aber ich bin doch ein Mann — — —

Dann kam er mich holen. Nichts sprach er. Ich folgte ihm wieder. Unterwegs fragte ich gaffende Weiber — selbstverständlich immer und nur nach Gänsen.

„Lassen Sie!“ zieht mich mein Begleiter fort.

„Hier kaufen Sie gut! Ich nehme drei und Sie?“

Wir stehen in einem kleinen Gehöfte. Wie es aussieht? Wohlhabend nicht. Scheint noch bißchen sogenannte polnische Wirtschaft hier nachzuwirken. Schmierige schmutznasige Kinder umstehen ein mageres, dürftig gekleidetes Bauernweib, das mich in polnischer Sprache nicht gerade einladend behandelt.

Ich bin müde, möchte gern nach Hause und kaufe schnell vier Tiere, die mit mächtigem Geschrei aus dem Stalle flattern.

„Kostenpunkt?“

„Stück 18 Mark!“

Lange streite ich wegen des zu hohen Preises umher, bis mir der Viehhändler rät, die Gänse für diesen billigen Preis nur ja zu nehmen.

„Nein“, denke ich. „Du zahlst insgesamt 64 Mark. Auch genug!“ Während ich feilsche, entfernt sich mein Begleiter. Um zu Ende zu kommen — ich sehe, daß die Frau vom Multiplizieren keine Ahnung hat — lege ich 64 Mark in Papier hin und ent-

ferne mich, die lebende Last im Sacke auf meinem Rücken davonschleppend. Im Gasthose rastete ich, um zu vespern. Ich habe kaum die Tasse geleert, als mit Gepolter und Getöse das Gänseweib in die Schankstube hereingesprungen kam.

„Zigeuner! Zu wenig!“ bullert sie los, daß ich nicht weiß, wie mir wird. Ich bin baff. Und ehe ich reden kann, hat sie eine Unmenge Streichhölzer auf den Tisch geschüttet, sie in vier Reihen zu je achtzehn Stück eingerichtet.

„1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 — — — — —“

„Hören Sie auf! Hier haben sie die noch fehlenden acht Mark und fort mit Ihnen, Sie häßliche Frau!“ Wie ein Löwe seine Beute, so ergreift das geldgierige Weib die Papierchen und zieht eiligst von dannen, nicht ohne mir einen Abschiedsgruß zugerufen zu haben.

„Schwindler! Zigeuner!“ Noch von der Straße klingt es zu mir herüber. Ich werde ganz verlegen, zumal in der Gaststube der Wirt Lauscher dieser mir nicht angenehmen Scene wurde. Aber er ergreift für mich Partei: „Dieses Weib ist bekannt. In seine Hände sind Sie geraten. Da hat gewiß der Viehhändler Pantarka Vermittler gespielt. Soeben war er da — — —“

„Ist das eine hinterlistige Gesellschaft!“

„Lassen Sie mich, Herr, zu Ende reden! Dieser Viehhändler macht ein gutes Geschäft. Bei Ihren Gänsen hat er, wie er mir unlängst sagte, 20 Mark verdient. Sie hätten diese Gänse das Stück für nur 13 Mark haben können.“

Nun, lieber Leser, habe ich, wenn auch recht mühevoll, die gewünschten Gänse. Das Ende dieser Geschichte mache ich kurz und schnell. Ich kann dir nicht mehr von Wald, Wiese, Feld und Wässerlein, von dem schönen blauen Himmel, von der duftenden Erde erzählen. Denke dir, vier Gänse auf dem Rücken $\frac{1}{2}$ Stunde lang bis zur nächsten Bahnstation zu schleppen! Auf dem Rücken, der noch keine Lasten getragen! — Vom Zugreifen bekam ich schwielige Hände. Auf holprigen Waldpfaden schritt ich, über Sumpf und Wasser hinweg. Bald baumelte der Sack links, bald baumelte er rechts an mir herum. Empört darüber, erhob das Federvieh ein schreckliches Geschrei. Schweißtropfen liefen von der Stirn. Bald ging es nicht mehr. Ich ließ den Sack zur Erde fallen. Matt war ich — und doch mußte ich vorwärts. Am Bahn-

hofe stand ein herrschaftlicher Wagen. Auf den Pferdedecken Kronen mit neun Zinken. Die Damen auf den vornehmen Sitzen waren also aus dem nahen Schlosse. Sie lachten laut auf. Wie muß ich ausgesehen haben!

Im Eisenbahnwagen begann ich mich zu dehnen und zu strecken. Au, körperliche Arbeit, schön bist du nicht! Hätte ich das gewußt! Ich wollte schimpfen.

Da: „Lubliniz! Alles aussteigen! Umsteigen!“ Am Bahnhofe drei Stunden Aufenthalt. Du lieber Himmel! Drei Stunden lang sich nicht von den Gänsen rühren zu dürfen! — — —

Im Wartesaal saßen Fleischer, tranken Wein und spielten, prahlten mit großen braunen Scheinen. Wer kam ihnen gleich, die der Krieg zu großen Herren gemacht? — —

Ich gehe auf und ab, lasse meine Gänse einige Minuten ohne Aufsicht. Da ein Geschnatter, ein Gekreisch.

„Wem gehört dieses Federvieh?“ schallt es im ganzen Saale. Ich wage kaum aufzublicken. Ein Gesezes Hüter hat sich meines schwer und teuer erworbenen Gutes bemächtigt. Ich legitimiere mich. Es tut ihm leid. Es hilft nichts. Er kann nicht. „Muß ich zurückbehalten. Sie sind kein Händler. Kaufen Sie auf Ihrem Markte!“

Ich will Tränen der Verzweiflung, der Wut weinen.

Ich muß den Verkäufer, den Preis angeben.

„Das Geld erhalten Sie nachgesandt.“

„Herr Wachtmeister, wenn es wirklich nicht anders geht — ich habe es ja nicht gewußt — dann bitte mir doch wenigstens zwei zu lassen.“ Wie klein ist man vor dem Geseze! Da hilft kein Stand, kein Rang, nichts, nichts — —.

Und doch ließ sich der getreue Wachtbeamte erweichen.

„Na, eine können Sie heut noch nehmen!“

Abend war es. Da langte ich traurig, todmüde bei meinen Lieben daheim an. Ich warf den Sack zur Erde und suchte das Bett auf. Am nächsten Tage erzählte ich meine Leiden. Meine Frau aber nahm alles, alles so als ganz selbstverständlich an. Sie war übergelücklich, nun endlich einmal die langersehnte Kriegsgans zu haben.

„Und die stopfen wir später, Mann! Bis 6 Pfund Fett. Hübsch groß ist sie!“

Wenn du, lieber Leser, meinst, daß die Gänsegeschichte nun aus ist, dann bist du gewaltig im Irrtum. Ich hatte noch folgende Unannehmlichkeiten, bezw. Ärgernisse, die mir viele schlaflose Nächte bereiteten:

1. Die Wirtin verbot mir jegliches Halten von Vieh in ihrem Gehöfte. Großer Wortstreit dieserhalb, weiterhin in Aussicht gestellte Ründigung.

2. Für die Gans wurde mangels erforderlicher Räume der Balkon meines Redaktionszimmers als Stallung ausersehen. Beim Transport des Tieres ging eine große Türscheibe in Scherben. Schaden 6 Mark.

3. Die Einwohner führten Klage über die durch das Gänsegeschrei verursachte Störung. Resultat: Umquartierung des Tieres.

4. Anmieten eines Stalles in einem fremden Gehöfte. Mietspreis monatlich 2 Mark.

5. Anstellung eines Hütejungen, der die Gans daselbst überwacht. Honorar monatlich 3 Mark.

6. Große Ärgernisse mit der Nahrungsmittelfelle wegen Bereitstellung von Futtermitteln.

Ehe wir mit der Gans zur Ruhe kamen, war es Oktober geworden. Ich entschloß mich nun, sie zu schlachten. Doch meine Frau wollte schon als Mädchen bei ihren Eltern mit Gänsestopfen gute Erfolge erzielt haben. Und sie schien auch diesmal recht zu haben. Zwei Wochen lang gedieh das Tier prächtig.

„Männchen, ärgere dich nicht wegen der Kosten! Bedenk, in Berlin zahlt man jetzt für eine Gans 150 Mark, in Königsbütte 120 Mark! Und unsere kostet ja gewiß schon viel, aber noch nicht diesen ungeheuren Preis!“ Sie stopfte weiter. Ein beträchtliches Gewicht hatte bereits das Tier. Und einen Umfang! Immer schwerfälliger, langsamer wurde sie. Fast schien es, als könnte sie nicht mehr gehen.

„Na, morgen, Mann, machst du sie kürzer!“

„Morgen, morgen schlachtet Väterchen die Gans!“ Für die Kinder war das eine besonders große Freude.

„Na, siehst du, Mann, deine Mühe war nicht umsonst. Morgen essen wir unsere erste Kriegsgans!“ flüsterte noch meine Frau im Schläse.

Morgen — — —.

Der Morgen kam. Ein ungewohnt frühes Klopfen machte sich an meinem Schlafzimmer bemerkbar.

„Was ist?“

„Herr!“ ruft Martha, unsere Dienstmagd, „die Gans ist freipiert!“

Wo sich nichts mehr ändern, wo sich Geschehenes nicht mehr ungeschehen machen läßt, da beiße ich die Zähne zusammen, rede ich nichts und halte den Kopf hoch.

„Fort damit! Und du, liebe Frau, komm in meinen Arm! An unsere Kriegsgänse werden wir ewig denken.“

„Ja, aber die Kosten: die Reise, die Gans selbst, das Futter, die Scheibe, der Stall, der Hütjunge, die Klöße. Dann die Arbeit, der Ärger — — —“

„Still, Weibchen!“

Am nächsten Morgen erhielt ich durch die Post einen seltsamen Brief. Der Inhalt lautete:

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Verzeihen Sie, daß ich hiermit Gelegenheit nehme, Ihnen für die durch Ihr Dienstmädchen zugesandte Gans bestens zu danken. Sie glauben ja gar nicht, wie ich die weise Vorsehung des Schöpfers preise; denn wäre Ihre Mastgans nicht erstickt, wäre ich buchstäblich verhungert. Wie Sie wissen, bin ich Gelegenheitsarbeiter. Im Kriege aber gibt es nur feste Arbeit, da alles ran muß und voll beschäftigt wird. Ich bin aber nur für besondere und gelegentliche Arbeit eingerichtet, und so hat mich der Krieg wie viele andere Existenzen brotlos gemacht. Der gütige Schöpfer läßt aber die Seinen nicht untergehen. Sollten Sie bald oder später in Ihren Viehbeständen einen derartigen Abgang zu verzeichnen haben, so bitte sich meiner gütigst zu erinnern. Mit den sechs Pfund Gänsefett werde ich wohl den ganzen Winter hindurch auskommen, wenn ich mein Brot damit peinlich behandle! NB. Gänsefett ist nicht Schweineschmalz! Also heißt es sparsam sein!

Ihr in aller Hochachtung zeichnender,
sehr ergebenster

Zylka, Gelegenheitsarbeiter außer Dienst.





Bor zwei Fehlern sollte sich jeder Buchkritiker hüten: erstens jegliches Werk bis zum I-Punkt schlecht zu machen, zweitens jegliches Werk bis zum Himmel zu erheben. Wie überall, so auch bei der schwierigen Arbeit der Buchkritik, sei die goldene Mittelstraße als bester Weg empfohlen. Da die Ansichten des jeweiligen Rezensenten stets subjektiv gefärbt sind, ist es rein notwendig, das Buch meistens für sich selbst reden zu lassen. Achtung vor jeglicher Geistesarbeit veranlasse den Kritiker, vor Unfertigung der Rezension über den Satz „Fadeln ist leicht, erschaffen ist schwer!“ nachzudenken. Und die Hauptsache: Kritisiere nie ein Buch, ohne es zuvor gesehen und auch studiert zu haben!
 S. W. Wirbicky.

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1917. Ein romantisches Jahrbuch. Organ der deutschen Eichendorff-Gesellschaft. Herausgegeben von Wilhelm Rosch. Achter Jahrgang. Verlag von Josef Habel in Regensburg. Gebunden 2,40 Mark.

Der Name Eichendorff löst nicht bloß in jedem Schlesier, sondern in jedem Deutschen ein Gefühl des Stolzes aus. Eichendorff ist einer der größten deutschen Dichter, der es verdient, daß die Nachwelt sein Leben und Schaffen dauernd würdigt und ehrt. Restlos erfüllt diese Aufgabe die im Jahre 1913 gegründete deutsche Eichendorff-Gesellschaft, deren Organ der Eichendorff-Kalender ist. Ein würziger Hauch gesunder Romantik durchweht dieses köstliche Buch, auf dessen Erscheinen ich mich immer von Herzen freue. Professor Wilhelm Rosch bleibt alljährlich seinen Grundsätzen treu und bereichert mit Hilfe anderer romantisch gesinnter Literaten die deutsche Literatur um wertvolle Gaben. Aus dem Inhalte seien besonders genannt die Aufsätze des Herausgebers: „Ein Veteran der Romantik (Zu Hyacinth Hollands 90. Geburtstag)“, sowie die „Romantische Jahresrundschau“, die fast erschöpfend und gerecht alle im letzten Jahre erschienenen romantischen Werke wissenschaftlichen und poetischen Inhalts aufführt. Wertvoll erscheinen mir weiterhin die „Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff“, gesammelt von Karl Baron von Eichendorff — bereits die sechste Lese, sowie die „Gedanken aus Eichendorffs Schriften“, gesammelt von Elias Jolkiewer, — zweite Lese. Mit Gedichten vertreten sind u. a. die Neuromantiker August Gräf und der im Felde stehende Hans Freiherr von Hammerstein. Letzterer liefert den Beweis, daß die Romantik auch in neuzeitlichen Kriegsgezeiten einen Platz gefunden hat:

„Jeder Tag im Kriege
 hat sein großes Leid.
 Das ist grau wie Nebel über Sümpfen,
 den kein Lüftlein rühren, lichten mag,
 und wie Meere weit.

Mancher Tag im Kriege
 hat seine kleine Lust:
 Eine Zeile der Liebe,
 ein frisches Kameradenwort,
 ein flüchtiger Sonnenschimmer,
 heimatrunder um Dächer, Wipfel —
 eine leise, schöne Friedensahnung
 ins Dunkel der Brust.“

Das Buch ist reich mit Kunstdruckbildern romantischer Künstler wie Richter, Schwind, Spitzweg, Pössi versehen, unter denen der Buntdruck „Joseph

Freiherr von Eichendorff in den Befreiungskriegen“ sich besonders hervorhebt. Der Eichendorff-Kalender 1917 hat seinem Schöpfer auch diesmal Ehre gemacht. Möge er immermehr im deutschen Hause als ein Hort gesunder deutscher Anschauungen und Gefühle, wie solche sich in Eichendorffs Romantik verkörpern, Eingang finden! S. W. Wirbicky.

Der gemittliche Schläfnger. Kalender für die Provinz Schlesien. Begründet von Max Heinzel. Herausgegeben von Hermann Bauch. 1917. 35. Jahrgang. Verlag von L. Heege in Schweidnitz. 60 Pfennig.

Solch ein Kalender wie der „gemittliche Schläfnger“ könnte ganz ruhig das Doppelte kosten. Und wenn schließlich die Hälfte des Gebotenen nur vorhanden wäre, dann wären 60 Pf. auch noch zu wenig. Für einen Familientaler sind die meisten Beiträge eigentlich zu wertvoll. Es scheint mir aber nicht bloß, sondern es ist wirklich so, daß sich der Herausgeber zum Ziele gesetzt hat, reine, volkstümliche Kunst dem Volke vorzusetzen. Schleifische Dichter in reicher Zahl von gutem Klang bieten, wie alljährlich, so auch diesmal dem Leser ihre Gaben dar.

„Der kleine Lauer, ein Goldberger Original“ von Egon Baensch und das Gegenstück „Ein Bild“ von Helene Gräfin Waldersee sind wirklich schöne poetische schlesische Charakterbilder. Der Raum gestattet es nicht, alle weiteren schönen Stücke in gebundener und ungebundener Rede der Keller, Bauch, Rößler, Biberfeld, Barck, Klings, Grosse, Richter, Bruner usw. aufzuführen. — Auch den wissenschaftlichen Arbeiten ist ein Platz eingeräumt. Ramenz, Schweinhäus, die Weistritalsperre, schlesische Sprichwörter und Redensarten, eine Sommerfahrt durch Deutschland 1915, Krieg und Aberglaube sind Stoffe längerer Aufsätze. Bei letzteren ist der Stil nicht überall volkstümlich. So weist z. B. der letztgenannte Artikel von Professor Dr. Paul Knötel Sätze auf, die zu lesen weder den „gemittlichen Schläfngern“ noch dem Studierenden Spaß machen. So habe ich mich wirklich gemüht, zahlreiche Sätze, z. B. den folgenden (S. 121 rechts) inhaltlich zu verstehen: „Wir müssen uns wohl bewußt werden, daß, wenn wir, wenn die Kirchen zwischen Gebet und abergläubischem Gebet einen Unterschied machen, diejenigen, die sich des letzteren bedienen, in den meisten Fällen sich dieses Unterschiedes nicht bewußt sind.“ Oder S. 121 links: „Leichtentle sind zu allem Möglichen gut, und es besteht wohl kein Zweifel, daß, wo die große Masse noch recht ungebildet ist, die Überfülle der auf den Schlachtfeldern liegenden toten Soldaten, ganz abgesehen von bloßer Leichenräuberei, geradezu veranlaßt, sich in den Besitz solcher vermeintlichen guten Mittel zu setzen und so die Toten zu schänden.“ Herr Bauch wird künftighin einem solchen wirren Gelehrten-Deutsch seine Pforten verschließen müssen. Auch der Verleger wird in Zukunft sein Buch von einer Schlacke säubern. Ich meine hier gewisse Arten von Inseraten im Anhang, wie z. B. „Die allein echten Wahrsagekarten der berühmten Madame usw.“ oder „Geheime Liebesmächte, wegen seines vertraulichen Inhalts ist das Buch auch wertvoll für Damen, die sich begehrenswert machen wollen“ u. a. Bücher einer Dresdener Firma. Der „gemittliche Schläfnger“ ist mit seiner guten Kost zur Befundung unseres Volkes bestimmt, und so finde ich es ganz verfehlt, wenn der Verleger durch Aufnahme nicht einwandfreier Inserate das niederreißt, was der Herausgeber mühevoll und mit Erfolg aufbaut. S. W. Wirbicky.

Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen. Von Bruno Pompecki. Verlag von Rasemann in Danzig. Originalband 7 M. Der Dichter und Literaturforscher Bruno Pompecki hat mit Fleiß und angeborenem Forscherfönn ein hervorragend literaturwissenschaftliches Werk geschaffen, das seinem Heimatlande zu ganz besonderer Ehre gereichen darf. Wie auch die Ansichten über provinzielle Literaturgeschichten als solche auseinandergehen mögen, dem im ersten Satze von mir ausgesprochenen Gesamturteile wird ein jeder, der nur einigermaßen Verständnis für Literatur empfindet, beipflichten müssen. — Ich persönlich stehe auf dem Standpunkte, daß eine provinzielle

Literaturgeschichte aus gewissen Gründen nicht möglich ist, daß der Verfasser Pompecki sein Buch treffender „Westpreußens Dichter“ benannt haben würde. Da nun aber Pompecki nicht allein bloß westpreussische Dichter, sondern auch andere Dichter, die vorübergehend oder längere Zeit in Westpreußen wirkten, in seinem Buche behandelt, wäre wohl der passendste Titel für das Buch „Die Pflege der Dichtkunst in Westpreußen“. So wäre es dem Dichter und Forscher gestattet gewesen, sein Buch in der jetzigen Fassung der Öffentlichkeit vorzulegen, während sonst — bei dem jetzigen Titel des Buches — eine Zergliederung der einzelnen Stoffe innerhalb einzelner Epochen nach den Orten Elbing, Thorn, Danzig in der Hauptsache gewaltsam erscheint. Durch letztere Methode erscheint mir der ganze Eindruck etwas verschwommen, was durch die übergroße Fülle von Namen und Zahlen ohne jegliche Beiworte noch verschärft wird. In der zweiten Auflage müßte der Verfasser chronologisch die wichtigsten westpreussischen Dichter hervorheben, weiterhin von ihnen ein umfassendes, zusammenhängendes Bild ihres Schaffens, aber auch ihres Lebens zeichnen, ohne dabei die „mittelgroßen“ und auch „kleinen“ Dichter zu vergessen. Letzteres hat sich der Verfasser in seinem Geleitwort auch zum Prinzip gemacht. Doch genügt es nicht, diese Dichter nur beim Namen zu nennen. Eine Literaturgeschichte muß reichlich Tatsachen enthalten, und diese Tatsachen, die die Nachwelt richtet, sind die Werke der Dichter, die gewiß nicht in ihrer Vollständigkeit, sondern nur in Proben vorgelegt werden können. Wenn da auch manch bescheidene Gabe dem Leser geboten werden wird, so ist dies kein Fehler, kein Mangel. Letzteres verteidigt Pompecki im Geleitwort selbst: „Denn auch in der Literatur darf nicht nur immer das Große und Größte berücksichtigt werden; nur Salzbildung geht an der heimischen Dichtung vorüber, weil sie nicht gleich zu Gipfeln weist oder die Mode nicht mitmacht, weil sie eben zu gesund ist. Der wahrhaft Gebildete wird auch an den, wenn auch manchmal bescheidenen künstlerischen Äußerungen der Heimat seine Freude haben; ist doch nirgends ihr Bild und ihre Seele tiefer und blutvoller ausgeprägt als in ihren Dichtern. Wieviel vermag die Heimat zu geben! Auch in ihrem Kleinsten und Unscheinbarsten lächelt ein bescheidener Wert:

„Heimatland! Sei es Moor und Strand

Oder Fluß und Sand!

Es ist daraus etwas zu gewinnen,

So du's nur anschaut mit rechten Sinnen!“

Glück auf dem fleißigen Forscher zu solch herrlichen Worten! Möge das schön ausgestattete, reich illustrierte Werk recht bald eine neue Auflage erleben und überall dahin wandern, wo wachere Westpreußen, weiterhin gebildete Deutsche wohnen.

H. W. Wirbigky.

Leidenschule. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. 26. – 40. Tausend. Verlagshandlung Herder, Freiburg i. Breisgau. M. 1.50, gebd. M. 2.40 oder M. 5.60.

Einen überaus großen Erfolg hatte das von allen Lagern als hervorragend genannte, durchaus lebensbefähigende Buch „Mehr Freude“ von dem großen, tüchtigen, von aufrichtiger Liebe zum Menschen, zum Deutschen beseelten Kirchenfürsten Dr. Paul Wilhelm von Keppler gehabt. Einen gleichen Erfolg erlebt nunmehr ein zweites, für alle Kreise gleich wertvolles Erbauungsbuch „Leidenschule“ aus gleicher Feder. In sprachlich musterhaften und schönen Denksätzen führt der treffliche Denker und Seelenhirt uns die Ursache, die Gestalt, den Sinn und die Überwindung des Leidens vor Augen. Große Weisheit leuchtet uns überall, doch hauptsächlich aus den Kapiteln entgegen, die sich mit den Leiden des großen Weltkrieges befassen. Keppler ist der Krieg nicht bloß ein Strafgericht für die, die ihn gewollt und angestiftet haben, sondern auch ein Erzieher, ein Besserer der Menschheit; denn „sein Scheinwerfer hat grell hineingeleuchtet in viel hohles Scheinwesen, in gleißnerischen Bildungsschwindel, in eine Leichtfertigkeit und Frivolität, die ganz und gar undeutsch ist, eingeschleppt aus jenem Land und jener Stadt, die man jetzt tief verachtet,

nachdem man sie eben noch nachgeäfft hat. Der Krieg hat seine blutigen Finger auf eine große schwärende Wunde am Volkskörper hingelegt; die kam davon her, daß man in weiten Kreisen die gute deutsche Art, die einfachen Sitten, die Gottestreue und Familientreue verlernte, das Gift einer ausgeschämten Kunst und Literatur in sich einsog und bösen Lasten sich ergab. Der Krieg hat den Unglauben, die gerühmte Diesseitskultur, die moderne Gefühlsreligion ohne Gott und ohne Kirche vor sein Kriegsgericht geladen und standrechtlich abgeurteilt."

Jetzt im Kriege erweist sich die „Leidenschule“ als durchaus notwendig. Sie bringt Nutzen und Trost. „Sie zieht ihre Weisheit nicht lediglich aus dem eigenen Hirn, ihren Trost nicht nur aus dem eigenen Herzen. Es ist die Leidensweisheit der Menschheit, der Jahrhunderte. Es ist die Leidenslehre des Christentums. Es ist der Trost dessen, der selber alles Erdenleid durchgelostet, der durch Leiden erlöst und das Leiden erlöst hat.“ Wie meisterhaft und erschöpfend Reppler seine „Leidenschule“ aufgebaut bzw. eingerichtet hat, geht aus den Überschriften der zahlreichen Abschnitte, in die das Buch eingeteilt ist, hervor: 1. Das große Leid. 2. Der Menschheit Leidenslast. 3. Kleine Leiden und Leiden der Kleinen. 4. Ruhig Blut und fester Mut. 5. Gut Freund. 6. Das Leid als Lehrer. 7. Das Leiden als Erzieher. 8. Des Leidens Adel. 9. Heilkräfte der Natur. 10. Die Welt und das Leid. 11. Das Leiden im Christentum. 12. Christus und das Leiden. 13. Die Schmerzensmutter. 14. Der Trost der Heiligen Schrift. 15. Mea culpa. 16. In kranken Tagen. 17. Seelenleiden. 18. Wespentische. 19. Kriegsnöten und Kriegslehren. 20. Leidensweisheit. 21. Unsere Leidensgenossen drüben. 22. Taborhöhen. 23. Todesleid.

Nimm und lies! So möchte ich jedem zurufen, der den Halt im Leben verlieren, der verzagen will, der hier auf Erden keinen Trost mehr zu finden glaubt. Repplers „Leidenschule“ wird auf seine Seele wie überirdischer Balsam wirken. Die „Leidenschule“ eignet sich nicht bloß als Geschenkbuch, sondern ist in jedem Hause, wo noch der Glaube ans Jenseits lebt und auch nur flackert und schimmert, unentbehrlich.

S. W. Wirbigky.

Eine Nacht in den Abruzzern. Mein Tarcisius-Geschichtlein. Von Heinrich Federer. 1. bis 30. Tausend. Einbandzeichnung von Professor Georg Schiller. 12^o (IV u. 64 S.) Freiburg 1917, Herder'sche Verlagsbandlung. In Pappband M. 1.—.

Ich habe schon viele gute und schöne Geschichten aus der Feder berühmter Dichter gelesen. Aber, ich weiß nicht, über „Eine Nacht in den Abruzzern“ kann ich keine von diesen allen stellen. Sei es der Stoff der Erzählung, — die Zeit der ersten Christenverfolgungen, die an und für sich das Herz ergreift —, der mich so begeisterte, — aber ich glaube, daß es in der Hauptfache die Art und Weise der Darstellung ist, die mich bis zur Ergriffenheit fesselte. Federers Sprache und Gestaltungsgabe sind einfach hervorragend zu nennen. — Aus dem Inhalte will ich nichts verraten; denn ein jeder soll selbst dieses köstliche Büchlein durchkloften und zusehen, ob nicht das tragische Schicksal des kleinen unerschrockenen und leidensfrohen Märtyrers Tarcisius auf ihn ebenso einwirkt wie auf Aimenés, den heidnischen, chilenischen Knaben, der sich in einer Gewitternacht in einer Kapelle der Abruzzern von dem Dichter das Geschichtlein von dem kleinen Tarcisius erzählen läßt.

S. W. Wirbigky.

Otto Ernst: Gewitterfegen. Ein Kriegsbuch. In farbigem Umschlag kart. M. 1.—. Verlag L. Staackmann in Leipzig. Ein neues Buch von Otto Ernst: Gewitterfegen! Der Dichter war es schon in Friedenszeiten gewohnt, ungeachtet aller Anfeindungen, seine Meinung frei heraus zu sagen. In seinem neuesten Buche tut er dies wiederum. Er spricht zum deutschen Volke. Ohne Schonung geht er an die schlechten Früchte aus Zeiten der Lausheit, der Überschwenglichkeit heran; mit der Kraft eines Sehers, voll deutscher Stolzheit verkündet er aber auch die heilige Wahrheit, daß dem deutschen Volke nur

eine schöne Zukunft, zu der es jetzt im großen Kriege trefflichen Samen gesät, beschieden sein muß. In gebundener und ungebundener Rede reihen sich in bunter Folge Bilder verschiedenster Art. Aus dem reichhaltigen Inhalte seien einige Überschriften hier angeführt: Gegen Mörder und Mördergenossen. (Am 3. 8. 1914) Psychologisches zum Kriege. Ein politischer Blaustrumpf (Fräulein Altherton). Offener Brief an Emile Verhaeren. Nach dem Kriege. Offener Brief an Herrn Gabriele d'Annunzio. Italia infame. Die Revolution der deutschen Seele (geschrieben Oktober 1914). Warum wir so verhaßt sind. Auf S. 54 des Buches lesen wir hierüber: „Erschöpfend ist die Frage nicht zu beantworten. Der Haß ist ein Gefühl, und Gefühle kann man nicht reiflos zerlegen und begründen. Viele Gründe für diesen Haß hat man gesucht und hat gesagt, wir würden gehaßt 1. um unserer Begabung, 2. um unseres jähnen Fleißes, 3. um unserer Erfolge, 4. um unserer Lauterkeit, 5. um unserer Manieren, 6. um unserer Unmaßung, 7. um unserer Kleinlichkeit und äußersten Gewinnsucht im geschäftlichen Verkehr, 8. um der Billigkeit unserer Waren, 9. um unserer Liebedienerei gegen alles Ausländische willen usw. usw. Das alles mag ganz oder teilweise richtig sein, und einiges ist sicherlich ganz richtig, z. B. Nr. 9. Aber ein Wesentliches hat man meines Erachtens übersehen: Die Jugend unserer Erfolge. Deutschland ist ein Emporkömmling. Das ist sein größtes Verbrechen.“ Das mag hier als Kostprobe genügen. Von jeder weiteren Empfehlung möchte ich hier absehen. Es genügt, wenn ich hier mitteile, daß Otto Ernsts Schriften in weit über eine Million Exemplaren in deutscher Sprache verbreitet sind. S. W. Wirbischy.

Hausbücherei der Deutschen Dichter - Gedächtnisstiftung. 54. Band **Geschichten aus Halbasien.** Von Karl Emil Franzos. Mit einer Einleitung von Dr. Ernst Schulze, einem Bilde des Verfassers und 8 Zeichnungen von Ludwig Beerwald. Verlag der Deutschen Dichter - Gedächtnis - Stiftung. Hamburg-Großborstel. Gebunden nur M. 1.—.

Karl Emil Franzos kannte ich bis jetzt nur aus der Literaturgeschichte. In dem Buche „Die deutsche Dichtung der Gegenwart von Adolf Bartels“ las ich über diesen Dichter: „Karl Emil Franzos wurde am 25. 10. 1848 in einem Forsthaufe Podoliens an der österreichischen Grenze als Sohn eines jüdischen Arztes geboren, studierte in Wien und Graz die Rechte und lebte dann als Schriftsteller in Wien und Berlin. Hier starb er am 28. 1. 1904. Er begann mit den Kulturbildern „Aus Halbasien“, veröffentlichte dann die Novellen „Die Juden von Barnow“ (1877) und darauf den Roman „Ein Kampf ums Recht“ (1882) usw.“ Ich wußte also, daß Franzos ein Dichter war, im übrigen aber war er für mich abgetan. Als mir aber eines Tages die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung einen Band Franzos'scher Schriften zusandte und ich in diesen zu lesen begann, da tat es mir leid, die Bekanntschaft eines wirklich talentvollen, bedeutenden Dichters, der uns in wertvollen Büchern einen schweren Kampf gegen Finsternis und Barbarei — in seiner Heimat hauptsächlich — zeichnet, nicht schon früher gemacht zu haben. Das Buch „Halbasien“ hat den Dichter über Nacht berühmt gemacht. Halbasien nennt Franzos die östlichsten Gebietsstelle Österreich-Ungarns, sowie die südlich und östlich daran grenzenden Länder, die geographisch wohl noch zu Europa gehören, deren Kultur aber in vielen Stücken asiatisch ist. Franzos ist selbst in dieser Sphäre aufgewachsen, — er kennt die äußere und innere Verkommenheit der bedrückten Völker in „Halbasien“. Kein anderer wie er — mit seinem lebendigen Mitgefühl, mit seiner wohlangebrachten schneidenden Ironie, mit seinem kindlich weichen Gemüte, mit seinem hohen Gerechtigkeitsfönn — war berufen, die großen und tiefgewurzelten Übel, unter denen der ruthenische Bauer, der polnische Adlige, der Ostube, das rumänische Volk, der Bureautratismus dieser Länder zu leiden haben, zu schildern. Franzos' Hoffnung und Wünsche: Möge der deutsche Völk den unterdrückten Völkern Erlösung bringen, möge er sie von ihrem Zwiste und von ihrer tiefen Unbildung befreien! Ist zu seinen Lebzeiten nicht in Erfüllung gegangen. Heut könnte der Dichter mit Genug-

tuung wahrnehmen, daß deutsche Kanonen in die starre Finsternis seiner Heimat ein Leben weckendes Frühlicht gebracht haben. Der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung ist es hoch anzurechnen, daß sie uns in der jetzigen Zeit ein Buch beschert, das uns gründlich mit russischer Schurerei, mit der Finsternis und Barbarei, die über Halbasien heut noch lastet, in farbenfrisch und lebendig geschriebenen Erzählungen bekannt macht, daß sie uns vier Französische Dichtungen vorführt, in denen die Menschen und ihre Umgebung selten scharf und sicher charakterisiert sind. Der Verlag hat von diesem Buche auf einmal 20 000 Exemplare herstellen lassen. In der nächsten Auflage muß das Bild neben Seite 72, das erstens künstlerisch nicht gut gelungen ist, zweitens nicht recht am Platze ist, fortbleiben.

H. W. Wirkbichy.

Deutsches Frühlicht. Kulturhistorische Erzählung aus Oberschlesiens Vergangenheit von Ignaz Paul Mase. Verlag von S. Schottlaender in Breslau. Gebunden M. 5.—

In Vertennung der Unterschiede, die zwischen Roman und Erzählung bestehen, haben Kritiker die Erzählung „Deutsches Frühlicht“ als Roman betrachtet und in derselben folgerichtig Mängel gefunden, die ich vom Gesichtspunkte der Erzählung als solcher aus als Vorzüge betrachten muß. Roman und Erzählung sind Dichtungsarten, die ihrem Wesen nach zwischen Drama und Epos zu stehen kommen. Ersterer zeigt eine große Verwandtschaft mit dem Drama, letztere nimmt mehr die Eigenarten des Epos an. Beim Roman ist der Hauptzweck die Zeichnung eines Helden, der in dem aufgenommenen Kampfe siegt oder untergeht. Aus dieser Tatsache geht die Notwendigkeit von Spielern und Gegenspielern, die Notwendigkeit einer ausreichenden Zeichnung der einzelnen Charaktere, die Notwendigkeit einer Handlung u. a. m. hervor. In der Erzählung dagegen entrollt der Dichter ein Welt- und Lebensbild aus vergangenen Zeiten, indem er, wie es hier der Fall ist, nicht bloß eine einzelne Person, sondern zahlreiche Vertreter eines Volkes zum Träger großer Ereignisse macht und in den Schicksalen und Erlebnissen dieser Personen das ganze Leben und Treiben ihrer Zeit widerspiegelt. Das Interesse ist hier weniger durch die reiflose Charakteristik der einzelnen Personen, durch Licht- und Schatteneffekte bedingt als durch die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten selbst. Und in der Schilderung dieser Begebenheiten, die sich alle zu einem einheitlichen Ganzen in ihrem Mittelpunkt, dem letzten polnischen Wdiligen in Myslowitz, vereinigen, ist unser Dichter wirklich glücklich. Ist die Darstellung des Romans eine meist lebhaft, pulsierende, steht der Autor oft inmitten der Vorgänge, so befeizt er sich hier in „Deutsches Frühlicht“ einer ruhigen Objektivität. Wie Homer steht er gleichsam hinter all den Ereignissen, die er langsam, plastisch, wie große, inhaltsreiche Gemälde, an unserm Geiste vorüberziehen läßt. — In ethischer Hinsicht steht das Buch auf hohem Niveau. — Fast keine Seite blättert man um, ohne einen Kernsatz, ehle Menschenweisheit bergend, herausgeschält zu haben. Solche Bücher tun uns wirklich not. „Deutsches Frühlicht“ ist kein Buch, das man seines interessanten Inhalts nur und überhaupt liest, um es dann für immer wegzulegen. Es ist ein Kunstwerk, das einen erfahrenen, klugen und weisen Mann zum Schöpfer hat, das man seines edlen und frommen Gehaltes wegen öfters mit Ergößen zur Hand nehmen wird. — Hinsichtlich des Inhaltes ist das Buch hoch aktuell. Es ist ein Stück obereschlesische Geschichte am Anfang des 19. Jahrhunderts, da die Polenfrage eine große Rolle spielte, ein Stück Heimatgeschichte, das uns hier in angenehmer und fesselnder Weise verständlicher vorgeführt wird, als mancher Band reiner Geschichte es zu tun vermag. Nicht bloß uns Oberschleslern und allen Geschichtsfreunden dürfte das Buch gefallen, sondern allen Freunden gesunder Romantik. Die Fülle der hier entgegnetretenden romantischen Bilder ist übergroß. Es ist nicht die Romantik eines Eichendorff, der schwäbischen Dichter, nein, es ist die Romantik des Polentums, die uns hier fesselt. — Am Schluß meiner Besprechung möchte ich nicht eins vergessen: die feine und keusche Zeichnung der Frauengestalten.

Die Maafeschen Frauenbilder sollten einmal die Freunde von Strindberg, Tuvote, Sudermann, Stilgebauer und Genossen bewundern lernen. Sicherlich würden sie, falls sie nicht schon zu sehr in flüchtiger Sinnlichkeit versunken, ihren „Ideal“-Dichtern den Rücken kehren und für ihre Genußsucht edlere Gesilde, wie ich solche in dem vorliegenden Werke erschlossen, aufsuchen.

S. W. Wirbisky.

Rübezahl im Lichte seines Namens. Ein Beitrag zur deutschen Wortforschung und Sachkunde. Von Adolf Moepert. Verlagsanstalt von S. Schottlaender, Breslau. Broschiert 1,50 M.

Aus der Vorliebe des Autors für den Sagenhelden seiner Heimat Schlesien und aus den Erkenntnissen, die ihm beim Studium der deutschen und slavischen Mythologie geworden sind, ist die vorliegende Arbeit erwachsen. Bereits Zacher, de Wyl, auch Regell haben es unternommen, das Rübezahl-Problem zu lösen, ohne jedoch zu einem richtigen Ende gekommen zu sein. Moepert setzt Konrad Zachers Arbeit fort und kommt zu dem Ergebnisse, daß das Wort Rübezahl nicht aus „Rübe“ und „zahl“ oder — wie die anderen Namensformen lauten — aus „Rieben“ und „zabel“, „Rabi“ und „zoel“, sondern aus „Rü“ und „bezahl“, oder „rüh“ = rauh und „bezal“ = bügel zusammengefest ist. „Büzel ist aus „tabüze“ (Rapunzel) entstanden. Dieses rührt wieder von dem mittellateinischen „caputivum“ her. Was bedeutet also Rübezahl? Nicht Rüben-Zähler, wie fast alle, die den Berggeist schätzen und von ihm gern hören, glauben, sondern Räcapezzale, rauhe Mäze, Pelzmäze! Rübezahl ist also kein Deutscher. „Er steht wie ein erraticus Block in deutschem Sprachgebiet, umhüllt von deutscher Erde. Es tut uns leid, feststellen zu müssen, daß der alte Knabe mehr fremdes als heimisches Blut in seinen Adern hat.“ Interessant sind die Folgerungen aus dem gewonnenen Resultat. Moepert gibt uns in dem letzten Teile (IV) seiner Arbeit interessante Aufklärungen über Rübezahls Heimat, Wesen, Reich und Volkstümlichkeit. Für den Gebildeten ein interessantes Werk! Für die breite Masse käme eine einfachere, volkstümlich gehaltene Bearbeitung des Stoffes in Frage.

S. W. Wirbisky.

Im 4. Jahrgang erscheint (seit Oktober 1916 im Verlage von S. Schottlaender A.-G. in Breslau III) die erste und die einzige schlesische Dialekt-Zeitschrift „**Durfmusfke**“, Halbmonatsschrift für schlesische Mundart im Dienste von Heimatliebe, Heimatschutz und Heimatkunst, gegenwärtig auf den Kriegston gestimmt. Vierteljährlich 6 Nummern, Preis 60 Pfennig. Herausgeber ist der bekannte Dialekt-Dichter Karl Wilh. Michler, Brieg, Bez. Breslau. Für die Schriftleitung verantwortlich: Kurt Maruschke. — Die „Durfmusfke“ will durch ihre Beiträge nicht nur die schlesische Volkssprache, sondern auch schlesische Eigenart, Sitten und Gebräuche erhalten suchen und bei ihren Lesern die Liebe zur schlesischen Heimat wecken, beleben und befestigen. Dreierlei hat sie auf dem schlesischen Dialekt-Gebiete neu geschaffen: Die fortlaufende Erzählung („**Pichale Schuster als Landsturmer**“), den mundartlichen Leitartikel und die Buchbesprechung. Außer den vier Autoren Michler, Maruschke, Klings und Köhler zählen zu ihren ständigen Mitarbeitern: Moritz Bartsch, Fritz Vertram, Friedr. Graebisch, Erich Hointz, Robert Karger, Otto Schmidchen, A. Stanislas, Gotth. Stolper, Albert Bergmann u. a. Besonders hoch wollen wir es dem Herausgeber anrechnen, daß er echten Humor bringt, nicht das Albern-Schadenhafte, das unsere schlesische Mundart oft in Mißkredit gebracht hat. Der Landsturmer „**Pichale Schuster**“, dessen Kriegserlebnisse hier erzählt werden, ist eine köstliche Figur, deren Bekanntschaft zu machen, allen Freunden eines guten, wahren Humors nicht warm genug empfohlen werden kann. Es müßte Ehrensache der Schlesier sein, die „Durfmusfke“ zu unterstützen, damit ihre herzerfrischenden Klänge bald über die ganze Schläsing schallen.

Paul Grabowski.

Die heilige Wehr. Deutsche Kriegsliryik der Gegenwart, herausgegeben von Karl Jakubezyk. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Preis steif broschiert M. 1.80, in Pappbd. M. 2.20. — Ein zwingendes Bedürfnis, die stattliche Reihe von Kriegsgedichtsammlungen — es gibt deren schon 500 — durch eine neue zu vermehren, lag keineswegs vor; dennoch verdient es die vorliegende Sammlung, das Werk eines jungen Breslauer Kaplans, daß wir uns eingehender mit ihr befassen. Die Gedichte sind nach zeitlichen und Gedankeninhalten gruppiert, so daß man mit dem Fortgang des Krieges selbst weiter fortschreitet und das Buch ein Widerspiegel der Ereignisse und Empfindungen wird. Bei der Auswahl der Gedichte hat der Herausgeber nach der ästhetischen Seite im ganzen und großen eine glückliche Hand und seines Verständnis bewiesen, obwohl in die poetische Garbe, wenn auch keine tauben, so doch zahlreiche magere Ähren hineingebunden sind. Dazu gehören in erster Linie diejenigen Gedichte, die, ohne tiefere Töne anzuschlagen, sich nur in einem hochtrabenden, hohlen Pathos bewegen. (Dehmel, Schaulal.) Literarische Ästheten werden an dem Buche Gefallen finden. Auch zu Geschenkzwecken ist es seiner gediegenen Ausstattung wegen zu empfehlen. Zur Anschaffung in Volks- und Schülerbibliotheken aber ist diese Sammlung wenig geeignet, weil sie nicht populär ist, obwohl sie das große Fühlen dieser Tage erfassen und zu harmonischem Klingen bringen will. Der Herausgeber legt mehr Wert auf eine blühende, bilderreiche Sprache als auf eine dramatisch bewegte Handlung, weshalb Gedichte letztgenannter Art zum Nachteil der Sammlung ausgeschaltet worden sind. Augenscheinlich hat sich Jakubezyk von seinem Berater Theodor Hüppens, Redakteur bei der Schles. Volkszeitung, zu sehr ins Schlepptau nehmen lassen; denn Hüppens einseitige Ansichten über Poesie merkt man nur allzudeutlich der Auswahl an. Den Vorzug verdienen im allgemeinen doch solche Gedichte, die den schlichten, innigen Charakter des Volksliedes tragen oder den Balladenton am besten treffen. Einige wertvolle Schöpfungen, die nicht übersehen werden durften, weil sie der itz. Gemeinut des deutschen Volkes geworden sind, vermissen wir leider in der Sammlung. Erwähnt seien hier nur Ludwig Thomas herzzinniges:

„Gib mir den lezten Kuß!
Was wir einander waren,
Wir haben's recht erfahren,
Da ich nun scheiden muß.“ ..

sowie das volkstümliche „Am Abend der Schlacht“, gedichtet von einem Musketier des Inf.-Regts. 88 bei Pargny sur Saul am 10. September 1914. Ich lasse hier die 1. Strophe folgen:

„Die Wälder stehn in weiter Rund
Und träumen in der Nacht;
Die Nebel ziehen auf dem Grund —
Morgen,
Ja, morgen ist die Schlacht!
Ich denk' an dich, auf stiller Wacht,
Mein fernes Heimattal,
An Vater und an Mutter
Biel tausendmal.“

Wohl begegnen wir in der Sammlung Namen von gutem, liebem Klang, wie Ewers, Hauptmann, Falke, Keller, R. A. Schröder, Leo Sternberg, Hugo Zuckermann u. a. Wo bleiben aber wortgewaltige Sänger wie Emil Strobel, Paul Warncke, Adolf Ey, G. A. Krüger, Albert Sergel, Joseph v. Lauff, Richard Nordhausen, Max Beyer, Ernst Lissauer, Reinhold Braun, von Hammerstein, Walter Bloem und viele andere?

Paul Grabowski.

Im 1. Bande des Schlesischen Musenalmanachs 1917, sowie in den früheren, haben wir unter der Überschrift „Biographisches“ nähere Mitteilungen über unsere Mitarbeiter gemacht. Es erübrigt sich, diese Mitteilungen hier noch einmal zu bringen. Ergänzend sei hier bemerkt, daß zu den bereits bekannten Autoren fünf neue hinzugekommen sind:

1. Albert Bergmann, Landwirt in Struwitz, Kreis Neisse, geboren am 30. September 1876 zu Schnellerwalde, Kreis Neustadt, Mitarbeiter verschiedener belletristischer Unterhaltungsblätter.

2. Hugo Gnielczyk, Lehrer in Bratsch, Kreis Leobschütz, geboren am 20. Oktober 1888 zu Mjest D.-Schl., bekannt durch seine 1911 und 1912 veröffentlichten Bücher „Aus schweren Tagen“, Erzählungen für Jugend und Volk aus dem 30jähr. Kriege, sowie „Märchen und Geschichten.“ Im ober-schlesischen Wanderer erschien von ihm der Roman „Der Stadtvogt von Gleiwitz.“

3. Hans Hoffmann-Duckenau, Lehrer in Zduny (Bez. Posen), geb. am 27. 12. 1883 zu Pirschütz, vorzugsweise Lyriker, Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften.

4. Richard Schöder, Goldschmied und Kunstgewerbelehrer in Breslau, geb. am 13. März 1870 ebendasselbst. Herr Schöder stattete den vorliegenden Band mit einer feinen Federzeichnung aus.

5. Gerhard Speil, geb. am 21. 2. 1890 zu Ruda D.-Schl., lebt als Schriftsteller in Rattowitz. Speil ist erfolgreich in Erzählungen, Essays, Humoresken, Gedichten. Freunde des Humors begegnen in unseren bekanntesten Witzblättern oft seinen Satiren. Als Feldzugsteilnehmer wurde er bei Nowo-Georgiewsk verwundet. Er ist Ritter des Eisernen Kreuzes.



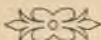
Herr Paul Ruzer aus Ziegenhals übersendet uns ein Gedicht von Gustav Freytag, das wohl den wenigsten bekannt sein dürfte. Es betitelt sich „Schlesische Kunst“ und wurde 1843 im Künstlerverein zu Breslau vorgelesen. — Fridericus Rex steht als großes Modell in Klagemanns Schoppen ausgepackt. Da klopft es in der Nacht. Ganz von Metall und Stein kommen Tausenzen und Blücher zum Rapport. Der große König erkundigt sich nun nach dem Stande der Kunst. — — —

Da das Gedicht für das Heimatgefühl des Verfassers speziell charakteristisch ist und ihn uns als einen echten Schlesier von altem Schrot und Korn zeigt, mag es hier seinem ganzen Wortlaute nach mitgeteilt werden:

„Schweigt still und hört, was ich Euch erzähl':
In jener Nacht, als das große Modell
des Fridericus Rex ausgepackt war,
und in Klagemanns Schoppen stand, weiß und klar,
da klopft's in der Nacht an des Hauses Tor,
und der König ruft vom Pferde: Messieurs, wer ist davor?

Da treten respektvoll herein,
 ganz von Metall und Stein,
 Herr Tauenzien und Blücher, das Soldatenväterlein,
 sie marschieren und bringen salutierend ihre Grüße dar;
 und der König rückt den Hut: Da bin ich, bon soir!
 Und Blücher spricht: Das freut uns, Bliz und Mord!
 Ew. Majestät, wir bringen den Rapport,
 da wir das Unglück haben, nichts als Kunstwerke zu sein,
 so steht auch nichts als die verfluchten Künste drein.
 Ja, sprach der König, die Garçons in Schlesien
 sind immer künstliche Leute gewesen;
 zuerst die Stadt, sagt, wie ihr's geht?
 Na, sprach der Blücher, Ew. Majestät, sie steht.
 Gaslaternen sind noch nicht, doch illuminieren sie innerlich,
 und die Grenzsperrre von Rußland ist ihnen hinderlich.
 Gutherzig sind sie, aber krakehlisch und haben ein loses Maul.
 So? sagt der König, der bäumet, ist nicht der schlechteste Gaul!
 Ihr habt ja hier wohl einen Künstlerverein,
 wie leben die Künstler, was nehmen sie ein?
 Die sind noch erträglich und wohlgemut,
 doch wer sich fühlen will, in die Ferne gehen tut;
 sie leben von Groschen, wenn sich's gerade nicht talert,
 und ihr oberster Gouverneur heißt Kähler t.
 Ah, der Professor? sprach der König: sehr respektabel!
 Sehr, sagte Blücher, und zu vielem capabel. —
 Nun, Tauenzien, wie steht's mit der heutigen Malerei?
 Ew. Majestät, die macht ein großes Geschrei,
 sie malt Poesie und Strategie und Allegorie,
 Nachtwächter, Betrunkene und höhere Zwecke,
 Elfen, Mondschein, feintvollige Böcke,
 Schinken, Weltgericht und Polizei
 und vermengt Historie und Rabinettsspielerei. —
 Da unterbrach der König: So?
 Nun, das geschieht auch anderswo. —
 Der schlesische Maler aber porträtiert zumeist,
 und jede Vorste heute sich Pinsel heißt. —
 Und die Architektur, was treibt denn die?
 Ew. Majestät, die Schlesier lieben mehr die bloße Natur,
 sie ahmt nach die Stille jeder Vergangenheit,
 weiß sogar mit altnormwegischen Kirchen Bescheid,
 und sucht vergebens den Kunststil unserer Zeit.
 Nun, Tauenzien, wie geht es endlich der Skulptur?
 Ew. Majestät, die Schlesier lieben mehr die bloße Natur,
 allensfalls arbeiten sie noch in weichem Ton,
 das merkt man in der Stadt im Hereingehen schon,
 machen Ew. Majestät gnädigst zu meinem Plaze den Weg,
 dort knetet halb Breslau bis an die Knöchel den Dr.—
 Vor kurzem ließ die Stadt eine silberne Freiheit modellieren,
 doch ist sie nur klein.
 Ja, lachte der König, meine Breslauer präntendieren
 sie sollte größer sein. —
 Die Musik, Ew. Majestät, ist noch am besten dran,
 ein Jeder macht's halt grade, so gut er kann;
 und das Singen und Spielen läßt der Schlesier nie.
 Die Künstler-Konzert und die Sing-Akademie
 sind honnette Troups und gut kommandiert;
 auch der große Liszt hat hier grassiert.
 Schön, sprach der König, und was machen die Poeten?

Laufen sie noch immer umher zu Hochzeit und Kindesnöten?
 Ja, Ew. Majestät, die sind noch unermüdlich
 und tun sich gern bei Zweckessen gütlich.
 In Schauspielen und Eposen sind sie nicht gerade glücklich,
 aber ihre Lyrik ist fast immer wohlmeinend und schicklich.
 Zwar ist sehr verkleinert ihr alter Orden,
 die große Heidelerch* ist fortgesflogen worden,
 die Franz* und der Sallet* sind in die andere Welt gezogen,
 aus der sie beide, sehr verschieden, ihre Nahrung saugen.
 Jetzt aber des Soltei* Rückkehr in Aussicht liegt.
 Der von Holtei? rief der König vergnügt,
 er hat dem peuple Lieder gemacht
 und meine Kommisämäntel in Renommée gebracht;
 das war verdienstlich, ich schätze den Mann.
 Da hub der alte Blücher gerührt zu singen an:
 Schier dreißig Jahre bist du alt.
 Laßt gut sein, Blücher, wir sind nicht im grünen Wald.
 Das Übrige möget ihr Herren euch sparen,
 für heute hab' ich genug erfahren;
 ich hör', es geht doch, wenn auch nicht vorzüglich,
 ein Rom erbaut sich nicht augenblicklich.
 Der Nutzen schafft Gold, und sei es aus Rot,
 die Kunst schafft Leben und bettelt um Brot.
 Bewahre der Künstler sich nur Contenance und Mut,
 die Welt ist rund, es wird wohl wieder gut.
 Und hier zog der König den kleinen Hut,
 und ruft in den Schoppen, daß die Balken beben:
 Die Kunst und Künstler in Schlesien sollen leben!"



Unsere verehrten Abonnenten bitten wir an dieser Stelle, uns auch im 4. Jahrgange (1918) treu bleiben, weiterhin unsere Halbjahrsbücher im Bekanntenkreise empfehlen zu wollen.

Wir sind bemüht, den Schlesischen Musenalmanach innerlich und äußerlich von Band zu Band interessanter, reichhaltiger und schöner auszugestalten. Im Vergleich zu den vorigen Bänden bringt der vorliegende als Neuheit eine Original-Komposition, die allein gekauft, nicht billiger als das ganze Buch sein würde. Die Rubriken „Buchkritik“, „Der feine Buchhandel“ und „Humor“ sind gleichfalls hinzugetretene Neuheiten. Der Schlesische Musenalmanach soll ein erstklassiges Heimatsbuch, das unseren lieben Schlesiern, wo in aller Welt sie auch wohnen mögen, ein lieber Freund sein soll, werden. Alles dies ist aber nur möglich, wenn unser alter Abonnentenstamm, dem wir für seine Treue dankbar sind, uns nicht nur weiter erhalten bleibt, sondern uns auch neue Freunde zuführt. Der 1. Band des 4. Jahrgangs (1918) erscheint bereits am 1. Oktober d. J., der 2. am 1. April 1918. Wir bitten um recht baldige Ausfertigung angefügter Bestellkarte.

Redaktion und Verlag des Schles. Musenalmanachs.

*) Vgl. Schles. Musenalmanach 1917 Teil I die Abhandlung: „Von Herzog Heinrich IV. bis Paul Keller. Ein Bild in Schlesiens literaturhistorische Vergangenheit von S. W. Wirbisch.“ S. 28 ff.



Der feine Buchhandel.

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichniß aller der Redaktion zugehenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, soweit sie empfehlenswert erscheinen. Die Aufzählung erfolgt in der Reihe des Einganges. Eine Zurücksendung der Schriften findet nicht statt.)

Ei Königs sem Rufe. Lustige Geschichten in schlesischer Mundart von **Hans Rößler**. 3. Tausend. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von **S. Schottlaender**, A.-G. 114 S. Brosch. 1 M.

Suldoatalaba. Gedichte und Erzählungen in schlesischer Mundart (Frankensteiner Dialekt) von **Hans Rößler**. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von **S. Schottlaender**, A.-G. 88 S. Brosch. 1 M.

Schläsches Kriegsbrut von **Karl Klingz**. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von **S. Schottlaender**, A.-G. 144 S. Brosch. 1 M.

Feldmarschall von Hindenburg. Ein Lebensbild von seinem Bruder **Bernhard von Hindenburg**. Mit 44 Bildern. 101.—110. Tausend. Berlin. August Scherl, G. m. b. H. 100 S. Nur 1 M.

Die eiserne Faust. Marterln auf unsere Feinde von **Rudolf Greinz**. 1.—10. Tausend. Leipzig. L. Staackmann. 100 S. Kartoniert in mehrfarbigem Umschlag 1 M.

Unsere Brüder da draußen. Ein Gedenkbuch sächsischer Taten von **Georg von der Gabelenz**. 1.—10. Tausend. Leipzig. L. Staackmann. 136 S. Kartoniert in mehrfarbigem Umschlag 1 M.

Westpreußischer Sagenschatz. Eine Auswahl der schönsten Heimatssagen. Der Jugend erzählt von **Paul Behrend**. Mit 36 Bildern. Sechstes Bändchen. Danzig. A. W. Rasemann G. m. b. H. 80 S. Sehr hübsch gebunden nur 1.50 M.

Aus Großmütterchens Truhe. Band II. Der Kinder holde Zauberwelt. Märchen von **A. Wigand**. Mit 7 Abbildungen. Danzig. A. W. Rasemann, G. m. b. H. 200 S. Gebunden 1.50 M.

Mehr Freude. Von **Dr. Paul Wilhelm von Keppler**, Bischof von Rottenburg. Neue, vermehrte Ausgabe. 91.—99. Tausend. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 260 S. Felddausgabe 2.20 M. Gebunden 3 M.

Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit von **Dr. Peter Dörfler**. 11.—15. Tausend. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 286 S. und ein Titelbild: **Hans Thomas**, „Frühlingsregen!“ Gebunden 4 M.

Dämmerstunden. Erzählungen von **Peter Dörfler**. Buchschmuck von **Rolf Winfler**. 6.—10. Tausend. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 202 S. 2.60 M. Gebunden 3.40 M.

Sön Svenson „Ronni“. Erlebnisse eines jungen Isländers von ihm selbst erzählt. Mit 12 Bildern. 4. Auflage. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 356 S. 3.60 M. Gebunden 4.80 M.

Boh. Roman von **Luis Coloma**. 10.—16. Tausend. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 346 S. Felddausgabe 1.50 M. Gebunden 2 M.

Dem deutschen Volke. Deutsche Kriegsworte für das deutsche Friedenswerk von **Franz Schröngamer-Heimdal**. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 158 S. 1.80 M. Gebunden 2.20 M.

Wir waren drei Kameraden. Kriegserlebnisse von **Wilhelm Spengler**. Mit einer Einführung von **Dr. Philipp Wittkop**, Professor an der Universität in Freiburg i. Br. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 160 S. Gebunden 2.20 M.

Patria. Eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit von Heinrich Federer. 1.—30. Tausend. Einbandzeichnung von Professor Georg Schiller. Freiburg im Breisgau. Herbersche Verlags-handlung. 92 S. Gebunden 1 M.

Minna von Barnhelm von G. E. Lessing. Einzige Volksausgabe mit Bildern. Hausbücherei 55. 1.—20. Tausend. Hamburg-Großborstel. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 204 S. Gebunden nur 1 M.

Die Prärie am Jacinto von Carl Postl. (Pseudonym: Charles Sealsfield). Mit Bildern. 1.—20. Tausend. Hausbücherei 57. Hamburg-Großborstel. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 154 S. Gebunden 1 M.

Flämische Erzähler, ausgewählt von Dr. H. Brühl. 1.—20. Tausend. Mit Bildern. Hamburg-Großborstel. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Gebunden 1.80 M. Lederband 5 M.

Die Kunst dem Volke. Nr. 28. Ferdinand Georg Waldmüller von Dr. Wilhelm Rosch. Mit 55 Abbildungen. 1.—20. Tausend. München, Karlstraße 33. Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst. Preis dieser Monographie wie auch jeder der 27 bereits erschienenen nur 1 M.



Es gibt Schriftsteller, die der schönsten Gesinnungen fähig sind, solange sie die Feder in der Hand halten. Otto Weiß.

Zahllose Idealisten gibt's, die stets fürs Gute eintreten, wenn nichts dabei zu riskieren ist. Otto Weiß.

Den Nergler erkennt man daran: Das, was ihm gefällt, sieht er nicht so gern wie das, was ihm mißfällt. Otto Weiß.

Das poet'sche Flämmchen schüßt
Mancher ängstlich, dem es teuer;
Ach! und gänzlich unbenützt
Brennt das schöne Ofenfeuer.

G. Bieler.

Wer zur Clique gehört, dem wird gelobhudelt, seine Leistungen seien auch noch so unbedeutend. Die Mißliebigen werden, wie der kritische Kraftausdruck lautet, heruntergerissen. F. G. Waldmüller.

Das Heer der Schriftsteller wächst in die Millionen, weil es heutzutage jedem einzelnen möglich ist, gegen Zahlung eines Jahresbeitrags an einen Schriftstellerverein zum „Schriftsteller“ proklamiert zu werden.

H. W. Wirbisch.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

Kunstdruckbeilagen:

Minnefang. Nach einem Gemälde von R. von Wichera.

Justinus Kerner. Porträt zu dem Artikel: Ein deutscher Dichter und die Polen.

Heraufziehendes Gewitter. Federzeichnung von Richard Schöder.

Notenbeilage:

Mein oberschlesisch Land. Lied für eine Singstimme und

Klavier von Richard Kügele. Text von Paul Grabowski 26

Deutscher Spruch. Von Paul Grabowski 3

Großmutter's Gebetbuch. Von Konrad Urban 4

Halbdenrosen. Gedichte von Paul Grabowski 10

Der Hemmhübschneider. Skizze von Gerhard Speil 16

Heimatgrüße. Gedichte von R. Schöder, Paul Grabowski, Waldemar
Walter, Konrad Urban, Max Caro 30

Der Apfelbaum. Von Hugo Gnielczyk 31

Splitter. 34

Gedichte. Von Baronin Margarete Eichendorff Sedlnitzky 35

Kleine Legende. Von Paul Keller 36

Ein deutscher Dichter und die Polen. Von Franz Jedrzejewski 37

Sowinski. Von Justinus Kerner 39

Die Rache des Berggeistes. Erzählung aus alter Zeit von Albert
Bergmann 40

Das Lügenbuch. Von Anton Köhler-Waldheim 65

Gedichte. Von Heinrich Bredow 68

Heidelieder. Von Hans Hoffmann-Queckenau 69

In Freud und Leid — mit Gott allzeit. Gedichte von Gott-
hold Laube 71

Gedichte. Von Elise Draub 74

Die Landstreicherin. Skizze von W. A. Rieger 75

Loße Blätter. Neun Kriegsgedichte 84

Schlage, mein Schwert, schlag fest, wenn's not! Neue Ge-
dichte zum Weltkriege von Anton Köhler-Waldheim 89

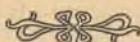
Meine Kriegsgänse. Von Heinrich Wilhelm Wirbizky 92

Buchkritik 103

Notizen 111

Der feine Buchhandel 115

Splitter 115



Anzeigen nicht
einwandfreien
Inhalts finden
keine
Aufnahme.



Die Anzeigen
unterliegen
hinichtlich des
Preises einer
besonderen
E Vereinbarung.

Jährlich:
4 Mark

Einzeln:
2 Mark

Schlesischer Mufenalmanach 1917

Dritter Jahrgang

2. Band

Schlesischer Mufenalmanach-Verglag in Schlefiengrube D.-Schl.

BAD REINERZ

Grafschaft Glatz, 568 m Seehöhe — Unvergleichlich schöne Gebirgs-
lage, über 100 000 Morgen Hochwald — Kohlensäurereiche Mineral-
quellen (2 Sprudel) Moorlager — Unerreichte Hellerfolge bei Herz- und
Nervenleiden, Blutarmut, Nieren- und Blasenleiden, leichten Erkrankungen der
Atmungsorgane, Rheuma, Gicht, Folgezuständen und Verwundungen. Zuckerkrankheit,
Frauen- und Darmleiden. — Erholungsbedürftige.

Prospekte kostenlos durch die Badeverwaltung!

Bad Langenau

Strecke Breslau
—Glatz—
Mittelwalde

Vorzügliche Erfolge bei Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Herz-, Leber-
und Gallen-Erkrankungen, Gicht und Rheumatismus, Natürliche Kohlen-
säure- Moor- und alle sonstigen Bäder

Herzlich idyllische und walddreiche Lage

Prospekte durch die Kurverwaltung!

Bad Charlottenbrunn i. Schl.

Idealste Sommerfrische

Die Perle des Waldenburger Gebirges

Prospekte durch die Badeverwaltung.

Bad Schandau

Die Perle der sächsischen Schweiz an der Elbe.
Eisenquelle zu Trinkkuren, Sauerstoff-, Sol-,
Kiefernadel-, Moor-, Kohlensäure, elektrische Bäder
aller Art, elektrische Lichtbäder etc. Elektrisches
Licht, Gas- und Wasserleitung.
Täglich Konzerte. Reunions.
Kur-Theater. Lawn-Tennis,
Krocket, jeder andere Sport. —
Prospekt durch den Stadtrat.

Vergessen Sie nicht, rechtzeitig auf dem beiliegenden Bücherzettel das
Abonnement für den Jahrgang 1918 zu erneuern!

„Vor Jahren hat sich Paul Keller den Weg zu den Herzen seiner Leser mit seinem „Waldwinter“ gebahnt, mit seinem „Sohn der Hagar“ hat er sie sich vollends erobert, und seit seine späteren Romane erschienen sind, sitzt er fest drinnen — in den Herzen nämlich. Er ist der Besten einer und ein rechter Volkschriftsteller und — Dichter dazu. Das erhärtet er wiederum mit den vorliegenden Erzählungen. . . Alles strahlt von wirklichem, gesundem Leben; das ist kein Papier, sondern Fleisch und Blut, was aus jedem Worte atmet.“

Hamburger Fremdenblatt vom 16. Dezember 1916.
Stimmen dieser Art, die nicht zu den Seltenheiten gehören, erklären die ungewöhnlich hohen Auflagen. Es liegen vor:

Waldwinter

Roman aus den schlesischen Bergen, mit Bildern von P. Brodmüller
46.—51. Auflage
brosch. M. 4.00, geb. M. 5.00

Die alte Krone

Ein Roman aus dem Wendenland
23.—25. Auflage
brosch. M. 4.50, geb. M. 5.50

Die Heimat

Ein Roman aus den schles. Bergen, mit Bildern von Ph. Schumacher
32.—34. Auflage
brosch. M. 4.00, geb. M. 5.00

Das letzte Märchen

Ein Idyll
23.—25. Auflage
brosch. M. 4.50, geb. M. 5.50

Stille Straßen

Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen. Mit Bildern von G. Hofstein und A. von Volborth
14.—16. Aufl., geb. M. 3.00

Der Sohn der Hagar

Sozialer Roman
Mit d. Portr. d. Verfassers.
42.—44. Auflage
brosch. M. 4.50, geb. M. 5.50

Ferien vom Ich

Roman
24.—29. Auflage
brosch. M. 4.00, geb. M. 5.00

Das Königl. Seminartheater

und andere Erzählungen
Mit Bildschmuck von W. Bayer und W. Krain.
15.—19. Auflage. Gebunden M. 3.00.

Die fünf Waldstädte

Ein Buch für Menschen, die jung sind. Mit Bildern von G. Hofstein und R. Pfähler von Othegraben
19.—21. Aufl., geb. M. 3.00

Die Insel der Einsamen

Eine romantische Geschichte
14.—16. Auflage
brosch. M. 4.00, geb. M. 5.00

Grünlein

Eine deutsche Kriegsgeschichte v. einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen u. einer Großmutter. Alten u. jung. Leuten erzählt. Bildschmuck von W. Bayer.
25.—30. Aufl. geb. M. 1.00

Waldwinter 50. Auflage Jubiläumsausgabe

in feinsten Ausstattung auf Kunstdruckpapier. Deckenzeichnung von L. Holwein-München
In Pergamentband und Goldoberschnitt. — Preis M. 10.00

Von Hause.

Ein Paketchen Humor aus den Werken von Paul Keller.

Mit Bildern. Preis gebunden M. 3.00

In erster Linie für die draußen im Felde der Ehre Stehenden bestimmt, bietet dieser Keller-Band nur Heiteres und Ergötzliches. Er macht die Herzen froh und zeigt in feiner Art, daß auch die Freude ihre Tränen hat. Ein köstliches Buch.

Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau I.

Urteile der Presse

über die

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer Dr. Armin Kausen

Eine kleine Stichprobe aus dem In- und Auslande:

„Bietet einen Kommentar zur Zeitgeschichte, wie er in dieser Prägnanz und Vollständigkeit so leicht von keinem anderen Organ ähnlicher Art erreicht werden dürfte.“ (Koblenzer Volkszeitung.)

„Zur Zeit die beste politische Wochenschrift. Die Erfordernisse der jetzigen Zeitennot werden in ihr ebenso musterhaft behandelt, wie die Probleme der regulären Zeit.“ (Westfälisches Volksblatt.)

„Die liebste unter allen politischen Zeitschriften ist uns immer noch die Allgemeine Rundschau.“ (Hildesheimische Zeitung.)

„Hat sich als sehr brauchbares und deshalb gern und vielgelesenes Organ zur Aufklärung des deutschsprechenden neutralen Auslandes bewährt.“ (Oberschl. Zeitung, Beuthen.)

„Die Allgemeine Rundschau wird von unsern Feldgrauen sehr geschätzt; bietet sie ihnen doch einen wirklich angemessenen und und ebenso gediegenen wie reichhaltigen Lesestoff.“

(Literarischer Handweiser, Münster i. W.)

„Eine Tageszeitung kann unmöglich eine so aufgebaute und zusammengesetzte Wochenschrift,

wie es die Allgemeine Rundschau ist, ersetzen.“

(Münsterberger Zeitung.)

„Diese in der Kriegszeit durch ihre aktuellen und tiefgehenden Beiträge besonders wertvolle Wochenschrift.“

(K. Schulblatt, Speyer.)

„Die geschickt redigierten Hefte bieten stets eine Fülle interessanter Beiträge.“ (Düsseldorfer Tageblatt.)

„Wer der täglichen Zeitung nicht recht viel Zeit widmen kann, bekommt hier alles in wöchentlicher Übersicht und abgeklärter Ruhe und Sachlichkeit.“

(Donauzeitung Passau.)

„Ein willkommener Wegweiser, ein Ratgeber in den Tagesfragen, der kurz, gediegen und allseitig orientiert.“

(Rhätische Volkszeitung, Davos.)

„Hat sich eine angesehene Stellung in deutschen Landen erworben.“ (Linzer Volksblatt.)

„Jede Nummer hat in Wahrheit eine aktuelle Bedeutung, und wohl kein Leser wird das Blatt aus der Hand legen, ohne sich auf dem einen oder andern Gebiet gründlich orientiert zu haben.“

(Salzburger Chronik.)

Probehefte mit großem Stimmenprospekt versendet **vier Wochen lang kostenlos** der Verlag in München, Galeriestraße 35 a Gh. **Bezugspreis vierteljährlich M. 2.90.**

Bestellungen auf die Allgemeine Rundschau nehmen jederzeit entgegen alle Postanstalten und Buchhandlungen sowie der Verlag in München, Galeriestraße 35 a Gh.

Bestellungen für Feld und See, die an den Verlag in München gerichtet werden, monatlich nur Mark 1.— einschließlich Porto. Beim **Feldpostamt** bestellt, beträgt der Preis vierteljährlich Mark 2.90 und 30 Pfennig Umschlaggebühr.

Verbreitet in ganz Deutschland und in den neutralen Staaten
Starker Versand nach allen Kriegsschauplätzen
Lieblingslektüre aller Gebildeten / Im Feld
und in den Lazaretten sehr begehrt

Anzeigen über Artikel für Heeresangehörige und sonstige geschäftliche Empfehlungen haben in der „Allgemeinen Rundschau“ den denkbar besten Erfolg

Verlag und Geschäftsstelle: München, Galeriestr. 35 a Gh.

Neu: Mein Märchen.

Eine romantische Geschichte von Wilhelm Wirbizky.

Preis 1 Mk. Erschienen im Schlesiſchen Muſenalmanach-Verlag in Schleiſengrube, D.-Schl.

Der Naturalismus hat die Quellen der Phantafie vertrocknet. Die moderne Literatur iſt arm an Dichtungen, in denen uns die blaue Blume Phantafie in Welken verſetzt, wo wir unſere Ideale verwirklicht ſehen, wo wir ausruhen, uns zerſtreuen — fernab vom Getriebe des Alltags. Daß ſolche Dichtungen uns not tun, hat die Welt an Selma Lagerlöf erfahren. Wie hat man die Werke der ſchwediſchen Dichterin nicht beſtaunt! In wie vielen Auflagen iſt nicht ihr wunderliches Märchenbuch „Göſta Berling“ erſchienen! Wo überall in aller Welt iſt es nicht überſetzt und gedruckt worden! Nunmehr erſcheint in unſerer waffenklirrenden Zeit ein ähnliches wunderliches Märchenbuch aus der Feder eines deutſchen Dichters. Nicht ſo ſtark an Umfang, aber überreich an Wunderſamem und auch Schönerm. In der Dichtung „Mein Märchen“ verſetzt uns der Verfaſſer mit Hilfe ſeiner ſprühenden, ja oft verblüffenden Phantafie in ein Märchenland, wo bei aller Anſchaulichkeit und vielen realen Zügen doch eine andere Logik und Kausalität herrſcht als in unſerer proſaiſchen Alltagswelt. Und das iſt die Kunſt des Dichters, daß er ſeine Welt der Dichtung mit ſolcher Kraft und Urſprünglichkeit darzuſtellen verſteht, daß wir das Unglaublichſte gläubig hinnehmen und ihm gehorſam in ſein Wunderland folgen. Dabei geſchieht alles ſo einfach und ſchlicht, ohne große Geſtenmacherei und ohne toſendes Geſchrei. Der Dichter braucht nicht mit Worten zu malen, der Gegenſtand ſeiner unzähligen Bilder bezaubert uns ſchon allein. „Meine Kinder haben ihr Märchen. Warum ſoll ich nicht auch mein Märchen haben?“ begründet der Dichter den Zweck ſeiner Geſchichte. In Begleitung eines Zuhörers tritt er von dem ſchleiſiſchen Badeorte Charlottenbrunn aus die Reiſe ins Wunderland an. Daſelbſt wird ihm anheimgestellt, die Vergangenheit oder die Zukunft zu ſchauen. Er wählt die letztere. Es iſt ihm vergönnt im Jahre 1967 in den Himmel zu blicken, auch in den Vorort der Hölle zu treten, auf den Mond zu reiſen, die Erde im Jahre 3917 zu beſuchen, ihr Inneres aufzuſuchen, auf dem Meeresgrunde Umſchau zu halten und dann zur Wirklichkeit, in der er ſich als Phantafiegeſtalt vorfindet, zurückzukehren. Trotz heiligen Ernſtes, der den Dichter beim Niederſchreiben beſeelte, kommt doch hier und da ein erquickender und gut ſitzender Humor zum Ausdruck. Man denke an das Englein, das dem alten Frizen aus einer goldenen Doſe eine würzige Priſe reicht, an die Dichterin Sappho, die Weddigen und dem Grafen Spee ihre Dichtungen vorleſt. — — — Züge von paſſender Lieblichkeit: die hl. Maria trocknet den weinenden Kriegerfrauen die Tränen — Englein heilen die Wunden der Krieger, reichen ihnen himmliſchen Wein, aber auch Schauer erregende Bilder zeichnet mit knappen, aber immer ſcharfen Strichen der Dichter. Man denke an die Strafe, die der Dichter denen verheißt, die durch Wucher das Elend des Volkes im großen Weltkriege verlängern und vergrößern helfen. Wie anſchaulich zählt er die verſchiedenen Sündenwerkzeuge im Höllenkabinett Nr. 97 auf. Und auf der Erde im Jahre 3917! Da iſt die Sahara verſchwunden, da hat man Europa und Amerika durch einen Tunnel verbunden, der Atna iſt 17 mal ausgebrochen und die Bewohner von Meſſina haben eine Stadt in den Liſten gebaut, Oberſchleſien hat keine Kohlen mehr und der letzte Bergmann wird Mutter Erde zurückgegeben uſw. uſw. Auch auf geſchichtlichem, literariſchem, religiöſem Gebiet wirft der Dichter einen Blick in die Zukunft. — „Mein Märchen“ iſt inhaltlich und der Form nach eine ganz eigenartige Dichtung, die manchem Forſcher zum Denken Veranlaſſung geben wird. Kein Märchen im üblichen Sinne. Eine wunderſame Dichtung, ganz für unſere Zeit, der es an Troſt und Erquickung, an geſunder Romantik mangelt, geſchaffen.

Die Schulzentochter von Knappenruh.

Roman von H. W. Wirbisch. Elegant gebunden Mk. 5.

Welcher Literat könnte sich nicht an Ludwig Ganghofers herrlichen Hochlandsromane mit ihren prächtigen und erhebenden Naturschilderungen erbauen! Gewaltig brausende und alles vernichtende Stürme jagen um den Wobenberg, den Wazmann, einen ganzen Berg hören wir laufen, wildromantisch sehen wir den Höllebach in unendliche Tiefen stürzen. — Ganz anders und meiner Meinung nach sogar schöner, reiner und fühlender versteht Wirbisch uns die Natur seiner Heimat, Oberschlesien, nahe zu bringen. Keine Orkane flüchten an uns vorbei, aber ein leises und lindes Lüftchen fühlt unsere von bangen Sorgen brennende Stirn, — wir fühlen es; keinen mächtigen Berg hören wir sich bewegen, aber mit dem abgerissenen Förderkorbe glauben wir selbst mit in die finstere Tiefe des Todes zu stürzen; wir gelangen an keinen tosenden Höllebach, aber wir fühlen unsere Hand vom Wasser des Dorfteiches benezt. Wir sehen und hören nicht nur die Natur, wie bei Ganghofer, nein, wir fühlen sie hier, wir selbst leben mitten in ihr. Und dies ist der hohe Wert der Wirbisch'schen Dichtung, daß alles lebt, daß alles mitleben muß, selbst der Leser. Mit diesem Werke hat sich darum auch der Verfasser einen Ort im deutschen Dichtermalde gesichert, und als Meister in der Darstellung des unverfälschten Lebens wird ihn die deutsche Literaturgeschichte nennen. Wenn schon die Form den Künstler zeigt, so ist es nach klassischer Anschauung, nach Schillers und Goethes Kunstlehre geradezu Voraussetzung, daß dies in noch größerm Maße der Inhalt beweist. Und so ist's. Das Werk tritt mit volstem Rechte die Heimatdichtung, eine der gesündesten Bestrebungen, die nach so manchen Irrwegen unsere moderne Literatur sich zum Ziele gesteckt hat. Reiner natürlicher, menschlich denkender und fühlender Idealismus, gipfelnd in der Liebe, bekämpft die Mißstände politisch und sozialer Art Oberschlesiens und den allgemeinen Rückgang, den unsere allzu materialistisch und realistisch gesinnte Gegenwart heraufbeschworen hat. Doch die Grundharmonie ertönt in der Liebe von Mann und Weib, und auf ihre Art führt er Glück und Unglück in der Hauptsache zurück. Wie anschaulich, edel und vornehm zeichnet er im Hauptlehrer Horst die idealistische, wahre, selbstlose Liebe zur Schulzentochter, wie feinsüßig, tiefschauend die sentimentale, egoistische im Bergassessor von Velsen. Und wie überzeugend weiß er durch den letzten schrill dissonierenden Akkord und durch das tragische, ergreifende Ende der Schulzentochter, die der falschen, sinnlichen Liebe des Bergassessors zum Opfer fällt — übrigens ein leider zu wahres Bild unserer Zeit — im Leser den Willen zu fählen: treu, edel und wahr zu lieben und zu leben. — Ein meisterhafter Erziehungsroman für die Zeit der jungen Liebe, ein echtes deutsches Hausbuch, das für fühlende Menschen ein feinsinniger Seelenforscher schrieb!

Wiener humor. Blätter.

Die Sterne des Glücks.

Roman von H. W. Wirbisch. Elegant gebunden Mk. 4.

Der bereits vorteilhaft bekannte Verfasser hat mit seinem der Öffentlichkeit übergebenen Roman „Die Schulzentochter von Knappenruh“ sein dichterisches Können offenbart und sich, wie die Kritik nicht schöner urteilen könnte, „als Meister in der Darstellung des unverfälschten Lebens einen bleibenden Ort im deutschen Dichtermalde gesichert“. Diese Anerkennung gilt im besonderen seiner neuesten Schöpfung, den „Sternen des Glücks“, die in gewissem Sinne die Fortsetzung seiner sozial-erzieherischen Bestrebungen darstellt, uns aus dem Liebesleben in die Familie und Häuslichkeit, in den Beruf und in die Gesellschaft und zuletzt auch in das eigentliche Leben mit seinen vielen Widersprüchen einführt, uns lebenswahr die Gegensätze, so wie sie unserer Zeit so mannigfaltig und tröp anhaften, schildert und uns zugleich das beste Rezept gibt, sie zu überbrücken und zu bellen. Der Verfasser hat mit sicherer, zielbewußter Hand zwischen Theleuten, Arbeitgebern und Arbeitnehmern ein goldenes Band geschlungen und jedem die Wege gewiesen, die zu innerer Zufriedenheit, Frieden und andauerndem Glücke führen müssen, sofern der gute Wille vorhanden ist.

Neuer Göttinger Anzeiger.

Beide Werke sind durch den Schlesischen Museumalmanach-Verlag in Schlesiengrube zu beziehen.

Oberschlesisches Museum zu Gleiwitz, E. B.

Freundstraße, Haltestelle Gymnasium der Straßenbahn.

Jahresbeitrag mindestens 2 Mark.

Konto bei der Kommandite des Schlesischen Bankvereins Glewitz.

Das Museum ist eine gemeinsame Unternehmung Oberschlesiens.

Es sammelt

Kunst, Altertum, Naturalien, Volkstümliches, Waffen, Bücher

Auch alles auf den Dichter Josef v. Eichendorff und die Romantik Bezüglihe. Verbunden mit dem Museum ein Wirtschaftsarchiv für Geschichte und Entwicklung der ober-schlesischen Industrie und ein Schriftarchiv.

Geöffnet ist es Sonntags von 11—1 Uhr; an jedem ersten Sonntage im Monate auch von 3—5 Uhr nachm. Eintrittspreis 20 Pf., für Nichterwachsene 10 Pf. Mitglieder des Museums-Vereins und deren Familien haben freien Eintritt. Auswärtige Persönlichkeiten, auch Schulen und Vereine, melden sich am besten vorher beim Vorstände an oder bei der Auskunftsstelle des Museums, Klosterdrogerie Karl Frank, Klosterstraße 24 — Telephon Nr. 1397.

Deutsche Eichendorff-Gesellschaft.

Jahresbeitrag 3 Mark, zahlbar beim Schles. Bankverein Glewitz.

Geschäftsführer: Dr. Vogt, Glewitz, Niederdingstr. 2.

Die am 30. März 1913 zu Glewitz gegründete Eichendorff-Gesellschaft bezweckt die Pflege und Vereinigung der mit Eichendorffs Namen und der Romantik überhaupt verknüpften Literatur.

Ihr Arbeitsbezirk ist das deutsche Sprachgebiet. Der Jahresbeitrag beträgt 3 Mk. Mindestbeitrag; dafür wird den Mitgliedern schon jetzt alljährlich der vom Universitätsprofessor Dr. Rosch gegründete Eichendorff-Kalender kostenlos zugestellt, Ladenpreis 2,40 Mk. und Preisermäßigung beim Bezuge der bist.-krit. Ausgabe von Eichendorffs Werken Sabel, Regensburg, der künstlerischen Eichendorff-Plaketten von Kraumann usw. genährt.

Wir bitten ergebenst, unserer Gesellschaft gütigst beizutreten, für ihre Bestrebungen andere geeignete Persönlichkeiten zu werben und auch das in der Bildung begriffene Archiv durch Zuwendung ausgestalten zu helfen.

Schriftsteller!

Unter den günstigsten Bedingungen druckt und vertreibt ruhiger und bekannter Verlag belletristische, sowie wissenschaftliche Werke — auch solche unbekannter Autoren. Offerten unter „Buchverlag“ an die Geschäftsstelle des Schlesischen Musenalmanachs in Schlesiengrube, Oberschlesien.

Der Schlesische Musenalmanach verdient die Beachtung der weitesten Kreise. Lübecker Nachrichten.

Die Calderon-Gesellschaft in Berlin

bezweckt die Pflege der Dichtkunst, insbesondere der dramatischen, im christlichen Sinne. Anknüpfend an alte Überlieferungen, will sie weiterbauen und einerseits die alten Kunstschätze auf literarischem Gebiet heben, andererseits das aus neuerer Zeit stammende Brauchbare ebenfalls mehr in den Vordergrund stellen und schließlich Anregung zu neuem Schaffen geben. Maßstab für die künstlerische Höhe ist Calderon, in dessen Geist sie weiterarbeiten will, wobei naturgemäß die inzwischen erzielten Fortschritte mit berücksichtigt werden.

Der Wirkungskreis der Calderon-Gesellschaft erstreckt sich über das ganze deutsche Sprachgebiet. Gastspiele in deutschen Städten, sowie künstlerische Vortragsabende pflegt sie neben den Aufführungen in Berlin zu veranstalten.

Der Jahresbeitrag von 3 Mk. wird durch Gutscheine zurück-erstattet, die beim Kauf von Einlaßkarten in Zahlung gegeben werden können. Ein eigenes Blatt („Mitteilungen der Calderon-Gesellschaft“) wird den Mitgliedern kostenfrei zugestellt. Außerdem erhalten dieselben Vergünstigungen bei den eigenen und fremden Veranstaltungen, sodaß die Erwirkung der Mitgliedschaft nicht nur eine zeitgemäße und höchst dringende Kulturaufgabe lösen hilft, sondern den Mitgliedern auch von Jahr zu Jahr sich mehrende Vorteile bringt.

Durch Herausgabe der Calderon-Bücherei soll dazu beigetragen werden, daß gute Stücke zu billigem Preise in weitestem Umfange abgesetzt werden können.

Anmeldungen neuer Mitglieder

bewirkt man am besten durch Einzahlung des Jahresbeitrages von 3 Mk. auf das Postcheck-Konto (Berlin Nr. 7590) des Schatzmeisters der Calderon-Gesellschaft, Carl Roth, Berlin-Steglitz, Althoffplatz 4, wobei auf dem Abschnitt die Anmeldung angegeben werden kann.

(Name, Stand und genaue Adresse deutlich angeben.)

Marienheim Kreuzburg, D.-Schl.

Heil- und Pflegeanstalt für nerven- und gemütskranke Damen.

In getrennten Abteilungen. 36 Plätze. 2 Pensionsklassen. 200 u. 120 Mk. monatlich. — Vornehmer, komfortabler Neubau, Zentralheizung, Warmwasserleitung. Behandlung durch 2 Ärzte. Pflege durch evangel. Diakonissen.

Melbungen erbittet der

Vorstand des Diakonissen-Mutterhauses Bethanien.

Mitteilungen der Redaktion des Schlesischen Musenalmanachs.

Schlußtermin für die Einsendung von Manuskripten, Bildern und Noten am 15. Juni 1917. Nur mit Rückporto versehene Sendungen werden bei Nichtannahme zurückgesandt. Es kommen nur Originale in Frage. Die Adresse lautet kurz: Schlesischer Musenalmanach in Schlesiengrube D/S. Der Schlesische Musenalmanach kostet jährlich 4 Mk. und erscheint am 1. Oktober und 1. April jedes Jahres zu Schlesiengrube. Verantwortlich für Lyrik Paul Grabowski in Orzegow D/S., für den gesamten übrigen Teil der Herausgeber S. W. Wirbischy in Schlesiengrube D/S.

Schützengrabensprache.

Von Gerhard Speil.

Die lange Kriegsbauer hat bei unseren Feldgrauen eine eigenartige „Schützengrabensprache“ entstehen lassen. Draftisch und treffend haben unsere Truppen Bezeichnungen geprägt, die man in den Verzeichnissen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins allerdings vergeblich suchen dürfte. Zu den originellsten, dabei aber wenig bekannten „Verdeutschungen“ gehört nachstehende Auslese:

Die im letzten Winter den Braven der Ostfront gelieferten schweren Schneepelze werden von ihnen allgemein „Hindenburg-Altter“ oder auch die „deutsche Mode“ genannt. — „Stachelbeersträucher“ ist eine etwas sonderbare Bezeichnung für die Drahtverhaue. — Die Scheinwerferabteilung eine „Kino-gesellschaft“ zu nennen, ist neuartig, aber nicht unzutreffend, — ebenso wie der Vergleich des großen Scherenfernrohres mit einem „Operngucker“. — Auch im Reich der Lüfte schwirren eigenartige Ausdrücke; so nennen die Truppen im Osten die russischen Fesselballons, welche riesigen Leberwürsten nicht unähnlich sind, „Zeppelinatrappen“. — Etwas derb mag vielleicht die für russische Flieger geprägte Bezeichnung „Eindrecker“ statt Eindecker ausgefallen sein. — Die Schrapnell's als „Knallbonbons“ und ihren Inhalt als „Konfetti“ anzusehen, ist bezeichnend für den Mut unserer Feldgrauen.

Der alte Deffauer.

Von Max Caro.

O Herr, laß uns're Besten
In Nöten nicht vergehn;
Die Mauer laß im Westen,
Die deutsche Mauer stehn!

Zerschellen und zerfallen
Soll unsrer Feinde Heer;
Der Adler spreizt die Krallen
Und stürmt vom Fels zum Meer.

Der Deffauer, der Alte,
Der macht ein ernst Gesicht;
Grimm späht er durch die Falte
Des Himmelszelts und spricht:

„Bergott! — Posz Bliß und Funken!
Doch bist du uns nicht treu,
So steh' auch den Hallunken
Da drüben nimmer bei!“

Annas Schmerz!

Von D. Schmidchen.

Die Anna is a wing verliebt;
se dient als Köchin ei der Stadt
und is jest raosnig sehr betrübt:
Ihr Schaoß is furt als Feldschuldat!

Se braucht waos Männliches fürs
[Herz;
drum is ihr täglicher Verdruß,
ihr ewig ungestillter Schmerz,
daß jest ihr Herze daorben muß.

Bluß maonchmaol um de Frühstückzeit,
de gnädige Frau is uft erstannt, —
do is vürbei ihr Herzeleid,
do is de Anna gut gelaunt.

Doch eemäl klingelts um die Zeit:
Se rennt vergnügt zur Türe hin;
Doch wie se ufweist angelweit,
Do stieft — de neue Briefträgerin!

Verzucht, daos waor für sie a Schreck,
das traof se wie a Dünnerschlag;
nu is de gute Laune weg, —
se naotcht und fiennt a ganza Tag:

„Nu stieh ich ganz verlusen du,
so haornt und schimpft se wie geknickt,
fust haotie ich bum Briefträger
doch maonchmal noch an Ruß gekrigt!“